Landes-
bibliothek
Coburg

Mon François Guillaume
Ducray Duminil.

1286
a.

C 11 9

24

Alexis

oder

das Häuschen im Walde.

Eine Handschrift, die am Ufer der Isere gefunden ward,

herausgegeben

von dem Verfasser von Lolotte und Fanfan.

Erster Theil.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK COBURG

Leipzig
im Verlage der Dykschen Buchhandlung.
1792.

Landes-
bibliothek
Coburg

An die Leser.

Mit der wachsenden Menge der Romane nehmen in gleichem Verhältniß die Klagen über die ephemeren Produkte dieses fruchtbaren Bodens zu. Die meisten Recensenten dieses Fachs, die um Eingänge zu ihren Beurtheilungen verlegen sind, tummeln sich fleißig auf diesem Gemeinplatz herum. Nichts ist leichter, als dieses, und doch verschafft es die so wohl kleidende Miene eines tiefsinnigen, gründlichen Gelehrten. Wir gutmüthigen Deutschen sind gar zu geneigt, jeden gräm-

lichen, steifen Menschen, der sich das Air giebt, mit aufgeworfener Nase und mitleidigem Achselzücken auf die schönen Künste und Wissenschaften herabzusehen, für einen Polyhistor zu halten.

Ein etwas hellerer Blick, ein bischen mehr praktische Philosophie, und vorzüglich etwas mehr Kenntniß des menschlichen Geistes und Herzens würden bald das Uebertriebene und Vergebliche jener Klagen ins Licht setzen. Wer beweisen will, daß zu viel Romane geschrieben werden, muß beweisen, daß ihrer mehr gedruckt, als gekauft und gelesen werden. Geschähe das letztere, so würde das erste bald von selbst hinwegfallen. Freylich ist ein großer, wo nicht der größte Theil der neuen romantischen Produkte mittelmäßig, ja schlecht

und elend; allein daß auch diese ihre Liebhaber finden, ist der sicherste Beweis, daß noch bis auf den heutigen Tag der ungebildete Geschmack des größern Publikums grobe Speisen fodert. So wie es wahre Thorheit wäre gegen die derben, physischen Nahrungsmittel, oder die nicht viel feinern Leckereyen des gemeinen Mannes zu eifern, so thörigt sind die ewigen Klagen und das komische Gewimmer, daß nicht alle Adamssöhne von den Meisterwerken eines Richardson, Fielding, Sterne, Prevot, Constant *), Göthe, Wezel, Hermes

*) Eigentlich nur Herausgeber der beiden vortreflichen Romane Camille und Laura, die eine Dame zu Lausanne zur Verf. haben sollen.

u. s. w. so eingenommen werden, daß ihnen nun gleich alle Werke von geringerm Gehalt unleidlich wären.

So lange in den Augen der Menschen Neuheit ihren großen Reiz erhalten wird; — so lange im Leben so vieler, selbst solcher, die alle gesellschaftlichen Vergnügungen genießen können, immer eine Menge Stunden übrig bleibt, in denen sie ohne Anstrengung beschäftigt und unterhalten seyn wollen, weil der unschuldigste und unermüdetste unsrer Sinne endlich doch auch ermüdet wird — so lange eine Menge Anderer durch Kränklichkeit, Verhältniße, Charakter, Laune von dem Umgang der Welt abgezogen wird, und doch das Bedürfniß fühlt, mit dem Menschen und den menschlichen Angelegenheiten sich zu be-

schäftigen (der einzige Don Quixotte lehrt aber davon mehr, als alle Geschichtschreiber vom Herodot bis Gibbon) — so lange wir von Natur den eben so unerklärbaren, als unüberwindlichen Hang zum Wunderbaren, Ueberraschenden, Komisch-tragischen behalten; — so lange wir vermöge eines uns angebornen Gerechtigkeitsgefühls das Laster gestraft und die Tugend belohnt zu sehen wünschen, (ein herzerhebendes Schauspiel, das der Lauf der Dinge in der wirklichen Welt so äußerst selten verschafft) — so lange Mismuth und Unzufriedenheit mit diesem Lauf der Dinge den Hang nährt, sich in die Gefilde einer phantasirten Welt zu verlieren, und für die herbe Wahrheit wenigstens durch süße Träume zu entschädigen; — so lange diese und unzählich andere Umstände

dauern und wirken werden, so lange wird man fortfahren, Romane zu schreiben, nachzuahmen und zu übersetzen, was auch einseitige Eiferer dagegen schreiben und schreyen mögen.

So viel genug zur Apologie dieser Uebersetzung eines der neuesten und gewiß der beßern französischen Romane des Tages. Nicht als ob er in seiner Art ein Meisterstück, das Werk eines originellen Genies wäre: dieß wähnt weder sein bescheidener Verfasser, noch sein kaltblütiger Uebersetzer. Er wird nicht ewig, nicht lange leben, aber er wird keinen Leser, der die Kunst in der Anlage einer verwickelten und doch nicht verworrnen Intrigue zu schätzen und sich mit den Spielen einer fruchtbaren Einbildungskraft zu unterhal-

ten versteht, die wenigen Stunden, die er auf das Durchlesen desselben verwendet, bereuen lassen. Leistet er aber das, so ist die alte Frage der sich klugdünkenden Einfalt wozu gut? hinlänglich beantwortet. Die Geschichte des jungen Alexis enthält eine Reihe Begebenheiten, die meistens glücklich erfunden sind, oft das Verdienst der Neuheit haben, die Erwartung bis auf den letzten Augenblick in Spannung erhalten, und endlich auf eine für das moralische Gefühl wohlthätige Art befriedigen. Das Wunderbare grenzt oft ziemlich nah an das Abentheuerliche — desto beßer! werden manche Leser sagen, und, dürfen wir ihnen so ganz Unrecht geben? Welcher Mensch von Geist und Lebhaftigkeit hat nicht zuweilen Stunden, in denen ihm die Menschen, die Dinge, die Vorfälle um ihn

her so schaal, so leer, so alltäglich vorkommen, und wo er mit Begierde nach einem Buche greift, das seine, im Hintergrund der Seele dunkel schwebenden Erwartungen und Forderungen der Phantasie befriedigt, und ihn in eine Welt führt, in welcher, auch ohne die, nur die kindische Einbildungskraft anziehende Maschiene von Feen und Geistern, die Dinge rascher, bunter, unerwarteter laufen und fliegen, nicht in dem alten, ewigen Schneckengang schleichen und kriechen. Daß der gute Geschmack verschiedenes dagegen einzuwenden hat, weiß ich recht gut, allein ich weiß auch, daß man sich nicht selten in seiner Gesellschaft herzlich langweilen, und sehr oft, auch ohne ihn, herzlich amüsiren kann. — Wie bedeutend bey dieser Stelle mancher Aristarch von „vierzehn Jahren

und sieben Wochen“ das kluge Köpfchen schütteln wird!

Bey der Uebersetzung habe ich mir manche Freyheit erlaubt, um derentwillen ich keinesweges um Nachsicht oder Verzeihung bitte. Ich habe absichtlich so gehandelt, weil ich überzeugt bin, daß es keine größere Thorheit geben kann, als Schriften für die angenehme Unterhaltung bestimmt, es sey aus welcher, es sey in welche Sprache, sklavisch oder auch nur wörtlich übertragen zu wollen. Leicht hätte ich die französischen Namen der Personen und Städte in deutsche verwandeln, und einige Umstände, die nicht deutsch sind, ändern können, allein so leicht diese Aenderungen gewesen wären, für so überflüßig hielt ich sie. Nöthiger fand ich, mir in

dem Styl, der Erzählung, den Reflexionen größere und kleinere Aenderungen zu erlauben, hier einen Nebenumstand auszulassen, dort einen einzuschieben, alles wie es mir der Geist unserer Sprache und der Geschmack unsrer Nation zu erfordern schien. Man lasse einen Franzosen und einen Deutschen eine und dieselbe Sache, die beide auf gleiche Weise gesehn oder gehört, beschreiben, wie verschieden wird auch bey der größten Treue ihr Vortrag seyn. Der Franzose wird manche Kleinigkeit berühren, die der Deutsche übersah, und dagegen manches übersehen, was dem Deutschen bemerkenswerth schien. Der einzige Vorwurf, den ich hierbey zu verdienen glaube, ist der, daß ich nicht noch weit mehr solcher kleinen Veränderungen vorgenommen.

Der Verfasser spricht in der Vorrede, die ich der Uebersetzung nicht werth fand, ein Langes und ein Breites über den moralischen Zweck seines Romans. Sollte überhaupt der Einfluß von Werken der Phantasie auf die Welt und die Denk- und Handlungsart der Menschen so groß seyn, als manche wähnen? Von der moralischen Tendenz solcher Schriften, die gewöhnlich nur mit geringer Aufmerksamkeit mehr schnell überlaufen als studirt werden, möchte wohl so wenig Gutes zu hoffen, als Schlimmes zu fürchten seyn. Alles was man von einem Werk der schönen Kunst und Wissenschaft in dieser Rücksicht fordern kann, ist, daß es nur nicht unmoralisch sey. Das letztere aber wird gewiß niemand vom Alexis sagen können, und der Wunsch des Verfassers gewiß er-

füllt werden, von unpartheyischen Richtern den Ausspruch zu hören: „Man kann dieß Buch jedermann in die Hände geben!“

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Der sinkende Tag.

Wovon hångt das Glůck oder Unglůck unsers Lebens ab? — Von unserm Charakter, von der Art, wie wir die Dinge in der Welt betrachten, fůhlen und auf uns wirken lassen. Es ist nicht genug, daß man alles besitzt, was zum glůcklichen Leben erfordert wird; man muß es auch empfinden, daß man glůcklich ist, man muß sein Loos mit dem Loos Anderer vergleichen. Erziehung entwickelt den Charakter, und die Leidenschaften geben ihm seine Richtung. Von ihnen erhålt er die Stårke, den Ungestům, den das Jugendfeuer verstårkt, und das reifere Alter nur mit der åußersten Můhe zåhmt.

Der Herrschaft der Leidenschaften entzieht sich kein Sterblicher, doch richten sie in großen Städten am meisten Verwüstung an. Unfälle, Begierden, eingebildete Bedürfnisse, alles vereinigt sich hier, sie zu erwecken und aufzureizen. Gleich dem im Schoos der Erde verschlossenen Feuer brechen sie mit Gewalt hervor, sobald sie die Bande der Kindheit abgeworfen haben.

Seht jenen jungen Menschen, der noch vor wenig Tagen unter der Ruthe seines Lehrers stand. Der Tod raubt ihm seine Aeltern, nun ist er frey, sein eigner Herr. Welch ein Glück! Was wird er nun thun, um es recht zu genießen? Vergnügungen aller Art bieten sich seiner Phantasie in Menge dar. Welchen wird er den Vorzug geben? Den rauschendsten unstreitig. Diese zeigen sich jungen Seelen in so lockenden Gestalten! Getöß, und Taumel, und Geräusch! Assembleen, Bälle, Pferderennen; den Tag große Projekte für die Nacht, die Nacht große Projekte für den Tag. Er ist beständig beschäftigt, ohne das geringste zu thun. Das Vergnügen, das er heut genießt, kömmt in seiner Einbildung nie mit dem in Vergleichung, das er sich am folgenden Tag

verspricht. Das Andenken an die Freuden des vergangenen Tages ist verschwunden. Wie martert er sich, das Vergnügen zu erhaschen, das ihn immer hastiger flieht! Spiel, Theater, Liebe —— was red' ich von Liebe? Das wäre ein unverzeihlicher Mißbrauch dieses Worts. Nein, den Namen Liebe verdient nicht jene wilde Stimme der Sinne, die stets in seinem Herzen wiederhallt, jene unersättliche Begierde, die er auf eine thierische Weise und ohne Wahl befriedigt; jener flatterhafte Wahnsinn, der ihn von einer Lais zur andern treibt; jene plötzliche Aufwallung beym Anblick einer neuen Lockung, und die Furcht, die oft nur allzu gegründete Furcht, die nach dem kurzen Genuß sein glühendes Blut in Eis verwandelt. Alles opfert er seinem Götzen, der Selbstsucht, auf. Die Jahre, welche die Natur der Entwickelung des Geistes bestimmt hat, verliert er in voreiligem Genuß; in den Jahren, welche die Natur dem Genuß bestimmt hat, ist der Körper erschöpft, und die Kräfte des Geistes sind durch den Nichtgebrauch erschlafft. Der Unglückliche ist der Gesellschaft und sich selbst zur Last. Im dreyßigsten ist er ein lebenssatter Greis.

Dieß sind die schrecklichen Wirkungen der Leidenschaften in großen Städten, Laßt uns nun einen Blick auf die stillen Dörfer und ihre friedfertigen Bewohner werfen. Nicht auf die Dörfer in der Nähe von Paris: die Sittenverderbniß hat sich unglücklicher Weise über die Vorstädte hinaus verbreitet, sondern auf die Dörfer in den entfernten Gegenden, in Beauce oder Bearn. Hier arbeitet Jakob unter den Augen seines Vaters: er ist achtzehn Jahr, sieht aber aus wie ein Mann von fünfundzwanzig Jahren. Seine starken Arme lenken die Pflugschaar, seine harten Hände stoßen den Spaten in die Erde, ziehen die Egge, oder treiben mit wiederholten Schlägen, die er mit einem kräftigen Hah! begleitet, die Frucht aus den Aehren. Den Tag über sammelt er einen reichen Vorrath von Schlummerkörnern für die Nacht: in der Nacht erinnert ihn nichts, nicht der leichteste Traum, an sein Daseyn, oder träumt er ja, so sind es süße Schattenbilder, die ihm die Geschäfte des folgenden Tages zeigen. Er denkt auch an sein Vergnügen, (denn dieß ist in jedes Menschen Leben eines der wichtigsten Punkte.) Aber wie unschuldig ist nicht sein Vergnügen! Es

besteht in einem Kegelspiel, in einem Tanz unter der Dorflinde, und doch immer erst nach geendigtem Gottesdienste. Den größten Theil des Sonntages bringt er in der Kirche zu. Er besucht sie nicht aus Zwang, oder dem Wohlstande zu gefallen, sondern aus Gewohnheit und Pflicht. In der Kirche steht er mit hängenden Armen, gefaltenen Händen, offenem Munde, die Augen unverrückt auf den Prediger gewandt, der von einer zerbrechlichen und plumpen Kanzel, oder, wo es gar keine Kanzel giebt, von einem bloßen Lehnstuhl auf den Stufen des Altars, ihm Lebensregeln giebt, die kein blendender Redeschmuck bekleidet, die aber das Verdienst der Wahrheit, der Brauchbarkeit, der Faßlichkeit haben, die er mit Aufmerksamkeit anhört, und die ihm die ganze Woche über Stoff zum Denken geben.

In diesem Gemälde, das vielleicht geschmeichelt scheint, schildere ich den Landmann überhaupt. Ich weiß freylich, daß es auf den Dörfern, wie in den Städten, lasterhafte Menschen giebt: aber wie selten sind sie dort, wie häufig hier! Ueberdieß haben sie zwey herrliche Mittel Langeweile und Krankheit zu verscheuchen: Arbeit und Schlaf. Bey uns

erzeugt die Langeweile Laster, und die Laster erzeugen Krankheiten. Ihnen verschafft die Arbeit Schlaf, und der Schlaf Gesundheit.

Erziehung ist es also, die, verbunden mit der Lebensweise, die man ergreift, den Charakter, die Neigungen und Leidenschaften bildet. Die Erziehung, die man in öffentlichen Schulen erhält, führt nur zu oft zum Ehrgeiz, zur Eifersucht, zum Händelmachen, sie zeigt den Weg, den man betreten muß, wenn man seinen Platz in dem stürmischen Leben der Stadt erhalten will. Die Erziehung, welche die Natur selbst auf dem Lande giebt, führt zur Mäßigung, zur Tugend und Religion.

O wer hat diese Ruhe der Seele nicht empfunden, wer ward nicht zur Bewunderung des höchsten Wesens hingerissen, wenn er allein auf ländlichen Pfaden wandelte? : : : Wer ist nie vor einer Gegend mit Weinreben, Holz, Wiesen, Weilern und Hütten entzückt stehen geblieben? . . . In diesen Augenblicken der Begeisterung heften sich die Augen auf die Wunder der Natur, der Mund öffnet sich, sie zu singen, die Hände erheben sich zu dem unendlichen Schöpfer, das Herz schlägt, der Geist betrachtet, und die Seele lächelt.

Wie glücklich ist ein solcher Philosoph! Sitzend am Rande eines kleinen Bachs, den alte ehrwürdige Weiden überschatten, übersieht er die ganze Länge dieses nassen Pfads, der dicht von Bäumen eingeschlossen ist, deren blätterreiche Gipfel sich einander nähern und eine natürliche Laube bilden. Der Wasserfall einer Schleuse versenkt ihn in süße Träumerey, das abgemeßne Klippklapp einer nahen Mühle nährt seine Schwermuth; eine heilige Stille herrscht um ihn her. Die Sonne sinkt, er sieht Arbeiter, ihr Werkzeug auf der Schulter, Weiber und Kinder mit Bündeln Reiß auf den Rücken zurückkehren. In der Ferne hört er die Schallmeye des Schäfers, der seine Heerden in die Horde ruft: träge und verwirrte Töne schlagen an sein Ohr, eine kleine rauhe und mißtönende Flöte läßt sich von Zeit zu Zeit hören. In der Dunkelheit bemerkt er die blitzende Flamme eines Schmelzofens, er betrachtet sie ohne sie zu sehen, er denkt ohne Ueberlegung, seine Lebensgeister sind wie gefesselt; aber sein Herz fließt von Empfindung über ... Endlich lößt sich der Zauber der Entzückung auf, alles ruft ihn in seine Siedeley zurück. Froh eilt er dahin, sein Häuschen, seinen kleinen

Garten wiederzusehn, und ruft sich mit Wollust die Freuden des Tages zurück. Denn wie könnte man einen solchen Spatziergang vergessen, auf dem man die Natur gesehen, auf dem man gedacht, empfunden, genossen hat . . .

Welch auffallender Contrast zwischen der Stille des Landes und der Unruhe der Stadt!

Hast du dich je nur eine halbe Stunde vor die Thore von Paris entfernt, und von einer nahen Anhöhe den Blick herab auf diese geräuschvolle Hauptstadt geworfen, was sahst du da? Einen dicken schwärzlichen Nebel, der diese wundervolle Masse von Gebäuden verhüllt, einen mephitischen Horizont, der zu dicht scheint, als daß er sich wieder verdünnen könnte! Du hörtest ein verwirrtes Geräusch von Wagen, Hunden und Pferden, das dumpfe Getöse, das aus den hellen Stimmen der Menge Leute entsteht, die ihre Waaren durch alle Straßen ausrufen. Was fühltest du dabey? Nicht wahr, ein Seufzer entschlüpfte deiner Brust? Philosophische Betrachtungen stiegen in Menge in deiner Seele auf, sehnsüchtig kehrte sich dein Blick nach den Land-

häusern in der Gegend umher. Du verlängertest deinen Spatziergang, und kehrtest endlich mit einem traurigen Gefühl, von dem du dir nicht Rechenschaft geben konntest, und das nur durch die Hoffnung, dein väterliches Haus wiederzusehen, zerstreut werden konnte, in die Stadt zurück . . .

* * *

Mit solchen Gedanken beschäftigte sich der junge Alexis, als er durch das Thor von Valence ging. Er war allein, zu Fuß, mit seinem Reisegepäck unterm Arm, und wendete sich von Zeit zu Zeit um, noch einen Blick auf die Mauern und die Gebäude dieser artigen Hauptstadt der kleinen Provinz zu werfen, wo er so eben den geliebtesten und vielleicht den treulosesten Freund verloren hatte. Er ging rüstig weiter, und bald konnte er nur noch die Spitze der Citadelle und den hohen Thurm der Abtey erkennen. Er wußte nicht, wo ihm eine bleibende Stätte bescheert werden würde, und kam endlich an die Stelle, wo die Iser, welche auf dem Berg Iserano in Savoyen entspringt, die Fluthen, mit denen sie sich durch

die in Dauphinee vergrößert hat, in die Rhone gießt. Hier schlug er sich etwas linker Hand von Romans, und kam auf eine weite Ebene, wo die Müdigkeit ihn auszuruhen zwang. Er sank an den Fuß einer Buche, und sann seufzend über die Gründe nach, die seinen Vater bewogen haben möchten, ihn zu verlassen.

Der Tag begann sich zu neigen. Vom westlichen Himmel schimmerte nur noch ein schwaches Licht. Ein purpurfarbner Vorhang entzog den Vater des Lichts den Blicken der Sterblichen, und vergönnte seine Strahlen nur noch den Gipfeln der Berge. Alles verkündigte die nahe Nacht, alles lud zum Schlaf ein.

Nachläßig auf seine Hand gestützt lag Alexis da, und überließ sein langes Haar den Winden zum Spiel. Seine blauen thränenvollen Augen waren gen Himmel gerichtet. Sein Mund sprach Seufzer und Gebete zum höchsten Wesen ... Alexis trat kaum in sein viertes Lustrum, und war schon unglücklich!

„O mein Vater, mein Vater!“ rief er aus. „Was hab' ich dir gethan? Was für „Vorwürfe kannst du mir machen? Warum „stößt du mich von deinem Busen? Was für

„Verbrechen hab' ich begangen? . . o Vater!
„hab' ich, so weiß ich's nicht. Bin ich auch
„strafbar, so wollt' ich's doch nicht seyn. Mein
„Vergehen ist das Werk des Schicksals! Bin
„ich die Ursache deines Unglücks? Ach, wenn
„du das Herz deines Sohnes kenntest! : :
„Ja, gern gäbe der arme Alexis sein Leben
„hin, könnt' er das deinige retten; gern
„gäbe . . . und du liebtest ihn ja einst! Wie
„oft drücktest du ihn nicht an deinen väterli=
„chen Busen? Wie oft benetztest du ihn mit
„Thränen, deren Quelle er nicht kannte, und
„die, mit den seinigen vermischt, in seinen
„Busen flossen . . . in diesen köstlichen Augen=
„blicken nanntest du ihn deinen Sohn, deinen
„lieben Alexis . . . Theures Kind, sagtest du,
„nein, du wirst mich nie verlassen. Du sollst
„deinen Vater kennen lernen, du sollst seine
„Leiden erfahren, und ihn trösten . . . Und
„doch stößest du mich von dir, verfluchst mich . .
„Gott! hab' ich das verdient? Und nie soll
„ich dich wiedersehen? nie? deine Arme sol=
„len sich nicht wieder öffnen, mich zu umfan=
„gen? dein Mund soll mir nie wieder lächeln?
„dein Blick nie wieder dem meinigen begeg=
„nen? . . . Mein Vater hat mich verstoßen,

„ich bin allein in der Schöpfung . . . Und
„du, Dumont, du, mein würdiger, recht=
„schaffener Freund, auch du hast mich verlas=
„sen, verrathen? Du, du mich betrogen . . .
„Ja, du hattest wohl recht, da du sagtest, es
„giebt keine Freundschaft, keine Rechtschaffen=
„heit auf Erden mehr: die Menschen sind alle
„falsch, boshaft, ungerecht; der Stärkere un=
„terdrückt den Schwächern, und dieser kann
„auf keine Stütze, keinen Helfer rechnen . . .
„Der Entschluß ist gefaßt, ich will die Men=
„schen fliehen, ich will sie hassen, verabscheun.
„Ach, wird mich der Himmel nicht auf meinem
„Wege einen Wald finden lassen, in dem ich
„mein trauriges Leben beschließen kann . . .
„Die wilden Thiere, welche die Wälder be=
„wohnen, sind weniger gefährlich, als die
„treulosen Schlangen, die man im Umgange
„mit Menschen findet . . . Nein, ich will
„meinen Menschenhaß nicht bekämpfen, er
„gefällt mir, ich ergebe mich ihm für immer.
„Diese Stadt, *) welche die Natur wie ein
„Amphitheater erhöht hat, schließt auch Men=
„schen in sich! Alle Geißeln der Menschheit,
„Leidenschaften, Sorgen, verzehrender Ehr=

*) Romans.

„geiz hausen in ihr. Jetzt ist die Stunde,
„wo der Reiche, von den Beschäftigungen
„des Tages entledigt, sich in sein Kabinett
„verschließt: aber die Habsucht schleicht ihm
„auch dahin nach sie öffnet seine Schatullen,
„kramt vor seinen Augen die Schätze aus, die
„sie ihn zusammen scharren lassen, und giebt
„ihm neue Mittel an, sie noch zu vermehren.
„Diese schlaue Feindinn verläßt ihn, geht vor
„der Wohnung des Armen vorüber, zeigt ihm
„einen Augenblick eins ihrer schimmernden
„Luftbilder, und fliegt, lachend über den un-
„ersättlichen Durst des Einen, und die eiteln
„Begierden des Andern, davon.

„Wer auch von den Verfolgungen dieser
„Widersacherinn sicher ist, ist darum nicht
„glücklicher. Die treulose Wollust, die düstre
„Eifersucht wecken ihn und stören seine Ruhe.
„Endlich ruft ihn der Tag wieder zu seiner
„Arbeit, und so erfährt er in dem engen Zir-
„kel von vierundzwanzig Stunden alle Affekte,
„denen er sein ganzes übriges Leben hindurch
„ausgesetzt ist.

„Wie klein mir die Welt erscheint, wie
„eitel, wie lächerlich, wie thöricht! und ich
„sollte in ihr leben? Nein, ich will meine

„Tage in einer Einsamkeit zubringen, die der „ganzen übrigen Welt verborgen sey; da will „ich mein Unglück beweinen, da will ich das „höchste Wesen anflehen. Das Gebet wird den „Frieden in meine Seele zurückbringen, und „dieser Friede wird wenigstens durch nichts „gestört werden, als durch die Erinnerung an „den Fluch meines Vaters und die Verräthe„rey meines Freundes“ . . .

So redete Alexis. In seinem siebenzehnten Jahre sich selbst überlassen, von einem Manne erzogen, der alles im schwarzen Lichte sah, von einem Vater, den er kaum hatte kennen lernen, und dessen Namen er nicht wußte, verjagt und verflucht — wie war es anders möglich, als daß Trübsinn das reine Licht der Vernunft umnebelte, daß Verzweiflung sich seiner bemächtigte, und sein Geist unter der Last des Kummers zu erliegen drohte? Er kannte die Menschen wenig, er floh sie, und betrachtete die Wesen seiner Art als Ungeheuer. Doch seine Seele war nicht gemacht, diesem schwarzen Menschenhaß zu fröhnen, der bey ihm blos die Frucht der Erziehung und des Unglücks war. Bald werden wir ihn zu ver-

nünftigern, einem wahren Weisen anständigern Ideen zurückkehren sehen. Er wird unglücklich seyn, aber durch seine Schuld, durch ein Uebermaaß von Reizbarkeit, und endlich einsehen lernen, daß er, da es unvermeidlich ist mit Seinesgleichen zu leben, ihre Fehler eben so müsse ertragen lernen, als sie die seinigen ertragen.

Kaum hatte Alexis seine übertriebenen Klagen geendigt, als ein leichtes Geräusch, das er hinter sich hörte, ihn veranlaßte sich umzukehren. Was gewahrt er? O gewiß schickt ihm der Himmel, den sein hülfloser Zustund rührte, einen Trost in seinen Leiden.

Zweytes Kapitel.

Wir nähern uns dem Häuschen.

Ein Jüngling von einnehmender Bildung stand da, Hände und Kopf an den Baum gestützt, an dessen Fuß Alexis ruhte. Etwas weiter hin ging sein Pferd, das seiner Fesseln entledigt war, im Grase und weidete. Ein alter Mann hielt sich immer in der Nähe desselben, und ließ es nicht aus den Augen.

Alexis, der sich die Theilnahme nicht erklären konnte, die ein unbekannter Knabe an seinem Schicksale zu nehmen schien, war eben im Begriff, sich nach dem Grund einer Neugierde zu erkundigen, die ihn beleidigte, als der junge Mensch ihn anredete: „Du bist „unglücklich?“

Du fragst noch?

„Mein Gott, was ist dir wiederfah„ren?“ : :

Was kümmert's dich : :

„Halt, werde nicht böse. Wenn du mich „kenntest“ : :

Wer

Wer bist du?

„Seht einmal, wie schlau. Ich soll ihm
„meine Heimlichkeiten sagen, und er verbirgt
„mir die seinigen.“

Blos aus Schonung : :

„Wie findest du mich?“

In der That, eine sonderbare Frage : : :

„Eine sehr natürliche Frage. Ich, zum
„Beyspiel, gesteh' dir gern, daß ich dich sehr
„artig finde.“

Artig?

„Ja, und allerliebst dazu . . .

Viel Ehre; aber wer bist du denn?

„Du räthst es nicht?“

Nein!

„O freylich, meine Tracht macht dich irre.
„Nu so höre denn. Ich heiße Klärchen, und
„wohne mit meinem Vater in einem Walde,
„der eine Meile von hier liegt.“

In einem Walde?

„Ja, und wir leben recht glücklich drinn?

Ich glaub's?

„Der Alte, den du dort unten siehst, ist
„Germain, unser treuer Diener.“

Aber, schönes Klärchen, was veranlaßte
Ihren Vater, in eine Wildniß zu ziehn?

„Was weiß ich's! Er macht ein Geheimniß „draus, dir wird er's gewiß sagen“...

Mir?

„Ganz gewiß, oder hast du deine Meynung „schon wieder geändert?“

Ich verstehe Sie nicht.

„Hast du nicht vorhin, wie ich dich be„lauschte, mit deutlichen Worten gesagt: „Ach „wird mich der Himmel nicht auf meinem Wege „einen Wald finden lassen, in dem ich mein „trauriges Leben beschließen kann!“ Das ist „doch klar, das!“

Ja, ich gestehe, der Aufenthalt in Städten ist mir ein schrecklicher Gedanke...

„Da hast du sehr recht: mein Vater sagt „das alle Tage“...

Sonderbares Zusammentreffen! Ihr Vater...

„Ja, der ist auch sehr unglücklich gewesen. „Komm mit in seine Einsiedeley. Du sollst ihn „trösten, und ich... will dich trösten“...

Klärchen, schon habe ich bey Ihnen einen Theil meines Kummers vergessen. Der Klang Ihrer Stimme ist so rührend...

„Wie der deinige. Es hört sich dir so gut „zu“...

Sie sind also im Walde erzogen worden?

„Ja; es ist über sechs Jahr, daß mein „Vater da wohnt“ . . .

Und Sie sind . .

„Bald funfzehn Jahr . . .

Die schöne interessante Figur!

„Ja, mein Vater und Germain sagen alle „Tage, ich wäre ein allerliebstes Mädchen. „Es ist mir recht lieb, daß du eben so denkst“ . .

Welche Unschuld! welche Naivität . . .

„Mein Vater schmollt, wenn er merkt, daß ich nicht alles sage, was ich denke.“

Da hätte ich endlich eine offne, redliche Seele gefunden . . . aber freylich ward sie auch in der Wildniß erzogen . .

„Horch! der spricht just wie mein Vater. „O ich seh' schon im Geist, wie du ihm gefallen wirst. Aber komm, stehe auf. Gieb „mir deine Hand, wir wollen aufbrechen.“

Wissen Sie aber auch, ob mich Ihr Vater wird aufnehmen wollen?

„Ich steh' dir davor, er wird dich recht „gern sehen. Ich kenne ihn, er will den Unglücklichen wohl, er ist's selbst gewesen.“

Das ist kein Grund; aber ich kann mich nicht erwehren, Ihren . . .

„Höre, nur ein einziges Ding gefällt mir „nicht an dir“ ...

Das ist?

„Warum nanntest du mich erst du, und „nun immer Sie. Bist du etwa hochmü„thig? Ich kann das nicht leiden, es ist mir „viel lieber, wenn man mich Du nennt.“

Du hast Recht. Die Gleichheit, das erste Gesetz der Natur, verträgt solche Schnörkel nicht. Aber verzeih, ich kannte dich nicht...

„Ich gebe mich doch gleich zu erkennen: „aber komm nur, komm —“

Der erste Anblick eines jungen unbekannten Mannes hatte Alexis stutzig gemacht, und vermöge einer natürlichen Folge seines Mißtrauens hatte er Klärchens ersten Worten Glauben beyzumessen sich nicht getraut: allein, wie hätte dieß Mißtrauen sich lange erhalten können? Die Freymüthigkeit, die Miene der Unschuld, der ungekünstelt lächelnde Blick, alles verrieth eine Seele ohne Falsch ... und ihre reizenden Züge! Die hellblonden Haare flossen, nachläßig geflochten, über die Schulter: ein kleiner runder Huth, mit einem grünen Bande umschlungen, bedeckte die Stirn, ließ aber ein paar blaue Augen sehn, deren

schmachtender Blick tief in die Seele drang. Ihr Mund bildete, beym Lächeln, in jeder Wange kleine artige Grübchen, welche, wie man sagt, die Liebe erfand, die unempfindlichsten Herzen zu erweichen. Die Wangen, von der Mäßigkeit und Gesundheit gefärbt, hatten keine andern Küsse empfangen, als die Küsse ihres Vaters. Ein Halstuch, das sorglos um den Nacken floß und vorn auf den Busen herabfiel, ließ die Rosen ahnden, die es bedeckte, und deren Knospen aufzublühn strebten. Ihre Taille bekleidete ein bescheidner Rock von blauem Tuch, den jedoch statt der Knöpfe eine Schärpe zusammenhielt. Mit so vielen Reizen vereinigte sich bey Klärchen noch das Alter der Liebe, und ihr Herz, das der allmächtige Trieb der Natur beseelte, war ohne ihr Wissen und Willen dem jungen Mann, den sie seufzend am Fuße eines Baums und in Thränen gebadet gefunden hatte, zugeflogen.

Alexis betrachtet sie genau: so viele Schönheiten, die er an ihr bemerkt, blenden ihn. Sein neugieriger Blick irrt unter ihnen umher, und möchte sich gern bey jeder besonders verweilen: der Mund öffnet sich, sein

Erstaunen auszudrücken; aber die Zunge ist wie gelähmt, und bildet nur einzelne, bedeutungslose Töne. Seine Hände strecken sich nach dem bewunderten Gegenstande aus, plötzlich aber fliegt eine Röthe auf seine Wangen, ein brennendes Feuer rinnt durch seine Adern. Er vermag nicht zu sprechen; aber sein Herz schlägt hoch und fliegt auf seine Lippen, und beseelt seine Blicke, die einzigen Dollmetscher seiner Empfindungen.

Unterdessen erholt er sich von seiner Entzückung, und erstaunt selbst über diese Art nie empfundener Unruhe. Seine natürliche Furchtsamkeit behält gleichwohl die Oberhand. Er wendet die Augen hinweg, stammelt ein paar Worte, läßt den Kopf hängen, und ist so verwirrt und betreten, als wenn er einen großen Fehler begangen hätte . . O wie rein und lauter sind die ersten Bewegungen einer ehrbaren Liebe! wie offen, wie bescheiden muß das junge Herz noch seyn, das derselben in ihrer ganzen Stärke fähig ist!

Klärchen war nicht ruhiger, als Alexis. Sie war in einem Walde erzogen, sah gewöhnlich niemand in der Nähe, als ihren Vater und Germain, was Wunder, daß der Anblick

eines jungen interessanten Menschen einen lebhaften Eindruck auf sie machte, dem sie sich gänzlich überließ, ohne daß es ihr einfiel, die Ursache davon aufzusuchen. Sie betrachtete Alexis und sagte bey sich selbst: „Wie schön „er ist, wie wohlgebaut, wie gut ihm das „lang gerollte schwarze Haar steht... Sein „sanftes, rührendes Auge betrachtet mich: er „findet mich artig. Was würde ich mit diesem Vergnügen vertauschen?... Und sein „Mund ... er thut sich auf, mir was zu „sagen ... was wird er mir sagen? ... „aber nein, er bleibt stumm .. warum das? „Doch sein Herz, o wie schlägt es sichtbar empor, es ist, als wär' ihm die Brust zu enge, „als möcht' es heraus ... Wo bin ich? .. „Kaum kann ich Athem kriegen; ach! Vater, „warum bist du nicht da und erklärst mir, was „mir ist ...“

So standen die Kinder eine lange Weile stumm, im Schauen und Gefühl vertieft. Endlich wiederholte Klärchen ihre Einladung an Alexis, ihr zu folgen, doch nur durch einen Blick und eine leichte Bewegung des Kopfes; sie schlang dann ihren Arm um des Jünglings Nacken, und so gingen sie, ohne ein Wort

vorzubringen, nach der Stelle, wo Germain sie erwartete. Doch nein: der Ausdruck ist nur zur Hälfte richtig. Germain ließ sich nicht träumen, daß seine junge Gebieterinn ihm einen Fremden vorstellen würde. Klärchens einzige Sorge war, wie Germain ihn empfangen werde? Der Gedanke, den Alexis in ihr Häuschen aufzunehmen, war ihr auf den ersten Blick so reizend vorgekommen, daß sie gar nicht an die Schwierigkeiten gedacht hatte, die ihr Plan finden könnte. Zwar nicht von Seiten ihres Vaters: sie wußte, daß man nur unglücklich zu seyn brauche, um von ihm eine freundliche Aufnahme zu erhalten. Germain hingegen war hart, rauh, unempfindlich, und besaß unglücklicher Weise das ganze Vertrauen seines Herrn. Ein junger Mensch, von seinem Vater verstoßen, mit seinem Fluche beladen, ohne Freunde, ohne Zuflucht — das arme Mädchen fühlte selbst, wenn gleich dunkel, daß alles das sehr verdächtig sey; und fürchtete daher, der alte Diener möchte ihren jungen Freund hart anlassen, und ihn, ohne sich an ihr Versprechen zu kehren, fortschicken.

Ihre Furcht stieg, je näher sie dem furchtbaren Mentor kamen. Endlich erreichten sie ihn, und jetzt fühlte sie sich zum erstenmal in ihrem Leben in Verlegenheit gegen ihn. „Germain,“ sagte sie zu ihm, „du liebst meinen „Vater! Du weißt, wie unglücklich er gewe„sen ist, du hast ihn getröstet und die Last „seines Kummers erleichtert. Laß uns diesem „Unglücklichen einen gleichen Dienst erwei„sen ... Er ist unglücklich und tugendhaft, „wie mein Vater, und das Schicksal verfolgt „ihn, wie es einst meinen Vater verfolgte.“

„Woher kennen Sie ihn, Klärchen?“

„Dort unten lag er am Fuße eines „Baums, und weinte und schluchzte. Ich „trat zu ihm, er erzählte mir seinen Jammer, „und ich versuchte es, ihm seine Thränen zu „trocknen.“

„Junger Mann, wer sind Sie?“

Guter Alter, ich bin nichts, Ihr müßtet denn die Würde eines Menschen, die ich mit Euch theile, für etwas achten ...

„Wo sind Sie her?“

Das weiß ich nicht ..

„Wie heißt Ihr Vater?“

Das weiß ich eben so wenig ...

„Was ist Ihr Gewerbe?“

Noch habe ich keins : : :

„Was? kein Gewerbe, und wissen Ihren „Geburtsort und den Namen Ihres Vaters „nicht : :“

Er hat mich verstoßen, mir seinen Fluch gegeben, aber nie hab' ich erfahren, was ich verbrochen : : : (bey diesen Worten stieß ihn Klärchen an, und sagte ihm leise ins Ohr: „Still' doch, das mußt du ihm nicht sagen!“ — aber Alexis fuhr fort:) bis vor wenig Tagen ließ er mich in einem Collegium in Paris erziehen, und gab mir die stärksten Beweise seiner Liebe : : :

„Ihre Antworten sind lauter Räthsel für „mich . . . Und wie kommen Sie dazu, Klärchen, mir diesen Fremdling zuzuführen? „Was haben Sie mit ihm vor? . . .

„Ey so schweig, siehst du nicht, wie deine „Reden ihn kränken?“ : :

„Nun so erklären Sie sich deutlicher? „Was wollen Sie von mir? was will Er?

Alexis, der in dieser Frage von Germain eine abschlägliche Antwort zu finden glaubte, konnte seinen Verdruß nicht länger unterdrücken. „Ich will nichts . . mehr,“ ant-

wortete er stolz, und entfernte sich hastig, nach-dem er Klärchen einen Blick zugeworfen hatte, dessen ganze Beredtsamkeit sie fühlte. „Aber „sieh nur,“ sagte sie zum Alten, „sieh nur: „er geht, der arme junge Mann, und du „hältst ihn nicht auf .. Alexis! .. Alexis!“

Alexis hörte nicht. Er eilte wie ein Mann, der eine böse That verübt hat. In seinen Augen war der Auftritt, den er mit dem Alten gehabt, eine grobe Beschimpfung, über die er sein Lebelang erröthen müsse. „Ist es „möglich? ist es wahr?“ rief er schluchzend aus, „ich glaube eine edelmüthige Seele ge-„funden zu haben! Ich habe mich erkühnt, „um eine Freystätte zu bitten, und man hat „sie mir versagt! Das hätte ich voraussehen „können ... Der Mensch, dem Alles nach „Wunsch geht, sieht den Elenden so gleichgül-„tig seufzen, wie der Wohlgesättigte den Ar-„men Hunger leiden sieht ... Keiner „dringt in das Gemüth des Unglücklichen: „man findet ihn immer schuldig und strafbar, „um der Mühe überhoben zu seyn, ihm bey-„zustehn ... So sind die Menschen .. Doch „keinen Vorwurf mehr: ich will mich meinem „Schicksale überlassen , .. ich will diesen

„kränkenden Vorfall vergessen... Doch, Klär-
„chen, auch dich soll ich nicht wiedersehen...
„Deine Seele hatte der meinigen Gerechtig-
„keit wiederfahren lassen: du nahmst wahren
„Antheil an meinem Loose... Ein einziges —
„einziges Wesen hat Gefühl für meinen
„Schmerz, und es ist mir nicht vergönnt, mit
„ihm zu leben! o Gott! o Gott!“

Weiter konnt' er nicht: sein Herz verschloß sich, Thränen schlüpften aus seinen Augen; er überließ sich seiner Verzweiflung.

Indeß ging er rasch zu, oder flog vielmehr. Wie ein furchtsames Reh vor dem Jäger flieht, nicht still zu stehen wagt, und bey dem leisesten Rauschen des Laubes das tödtliche Bley pfeifen zu hören glaubt, so lief der junge Alexis, voll Furcht dem Germain zu begegnen; er wagte es nicht, sich umzusehen, aus Furcht ihn im Rücken zu sehen, und in der Angst klang ihm das Geräusch seines Fußtritts wie der Galopp von Germains Roß.

So eilte er zwey Stunden, ohne zu wissen, wohin der Weg ihn trage, als der Anblick eines kleinen Wäldchens ihn überraschte, und er die Nacht darin zuzubringen beschloß.

Es war im Monat Junius, der Mond hatte seine volle Größe, ein leichter Hauch bewegte die Luft, und verschiedene Rasenhügel boten dem verirrten Wanderer ein bequemes Lager dar. Alexis besann sich nicht lange, nach seiner Gewohnheit richtete er ein Gebet an die höchste Quelle des Daseyns, und warf sich am Eingange des Wäldchens an einem Abhange nieder.

Hier lag nun hingestreckt auf dem Grase, das er mit seinen Thränen benetzte, der interessante Jüngling, der den Tag vorher noch bey seinem Freund Dumont war, von dem er die rührendsten Beweise der zärtlichsten Freundschaft erhielt, und der sich mit der Hoffnung schmeichelte, mit nächster Morgenröthe seinen Vater zu umarmen. Er bekam ihn auch wirklich zu sehen, den grausamen Vater, allein statt des väterlichen Seegenkusses erhielt er drohende Blicke und den Fluch.. Wie verändert ist jetzt sein Schicksal!... Er ist allein, sich selbst überlassen, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Einkünfte: das Leben ist ihm jetzt die schwerste Bürde. Er überläßt es den wilden Thieren, den Räubern,

und segnet im voraus die Hand, die ihm diese drückende Last abnehmen wird.

Lange hatte er so über seine traurige Lage nachgedacht, und schon begann der heilsame Balsam des Schlafs seine Sinnen zu betäuben, und in ihm die Erinnerung seiner Uebel zu ersticken, als auf einmal klägliche Töne in sein Ohr dringen, und ihm die Ruhe rauben, die er zu genießen hoffte. „O Himmel!“ hörte er rufen, „so ist kein Erbarmen mehr.. „ich soll sterben .. erbarmt Euch meiner Jugend . . .“

Alexis sprang auf. Die Stimme machte ihn stutzen. Er glaubte sie schon gehört zu haben, und von der edelmüthigen Neigung seines Herzens geleitet, eilte er nach der Gegend zu, aus welcher die klägliche Stimme erschallte. Welch ein abscheulicher Anblick zeigte sich ihm!

Drittes Kapitel.

Das Häuschen.

Ein junger Mensch, mit Blut bedeckt und von einem wilden Räuber bey den Haaren geschleppt, fleht ihn um Beystand an . . .

„Es ist Klärchen!“ ruft Alexis, stürzt auf den Barbaren, und es gelingt ihm, sie seinen Händen zu entreißen. Dieser aber zieht, schäumend vor Wuth, eine Pistole aus der Tasche, in der Absicht, dem jungen Helden eine Kugel durch den Kopf zu jagen: doch der gewandtere Alexis läßt ihm nicht Zeit, sein Verbrechen zu begehen, er entwindet sie ihm, spannt sie, drückt sie los, und streckt den Bösewicht zu Boden.

Klärchen war in Ohnmacht gefallen. So wie sie die Augen wieder öffnen konnte, zeigte ihr der erste Blick ihren Retter . . .

„Du bists: ja dir, dir dank' ich mein Le-„ben . . . o unerwartetes Glück, o Alexis“ . . .

Klärchen, wo ist Germain?

„Zwanzig Schritte von hier, und gefähr-
„lich verwundet : : :

O Gott, laß uns eilen : : :

Alexis nahm Klärchen bey der Hand, und unverzüglich eilten sie dem Orte zu, wo der Alte hingestreckt in seinem Blute schwamm : :

„Bist du's!“ rief er aus, „bist du's,
„mein Klärchen? Welche Gottheit giebt dich
„meinen Wünschen wieder : : :

„Hier ist sie Germain. Hier steht mein
„Retter... Alexis!“

„Was, der junge Mensch?“

„Er selbst“ : :

„O großmüthiger Fremdling, was habe
„ich Ihnen nicht zu danken! Durch Sie kann
„ich einem Vater seine Tochter wiederschen-
„ken, durch Sie kann ich ohne Gewissensangst
„sterben.“

Sterben wollt' Ihr? versetzte Alexis; nein lebt, und bringt mich nicht um die Frucht des Dienstes, den ich das Glück gehabt habe, Euch zu erzeigen. . .

„Wohlan, so gebt mir die Hand, krönt
„Euer Werk, und bringt mich in die Woh-
„nung des tugendhaften Candor, dem wir
„alle gleich theuer sind“ : :

Alexis

Alexis und Klärchen hoben den Alten auf, und stillten das Blut mit ihren Schnupftüchern. Seine Wunde war nicht gefährlich, es war eine leichte Streifwunde über die Schulter, und seine Mattigkeit rührte nur von der Menge Blut her, die er verloren hatte. Mit vieler Mühe gelang es den beiden jungen Leuten endlich, ihn aufs Pferd zu bringen. Klärchen stieg hinter ihm auf, ihn zu halten, daß er nicht falle, und so setzten sie, von Alexis begleitet, ihren Weg bis zum nächsten Flecken fort, den sie mit Tagesanbruch erreichten.

Klärchen erzählte unterwegs ihrem Retter, daß sie und Germain sich verirrt gehabt und endlich wohl gemerkt hätten, daß sie einen längern Weg gemacht, als der gewöhnliche von Romans nach ihrem Häuschen wäre. Zwanzig Schritte von dem Holze wäre ihnen der Räuber begegnet, der den Beutel oder das Leben von ihnen gefordert habe. Der Niederträchtige hätte eine Pistole auf Germain abgedrückt, und da sie ihm gesagt, sie sey ein Frauenzimmer, habe er sie bey den Haaren an den Ort gezogen, wo er die gerechte Strafe seiner Schandthat erhalten. Sie setzte hinzu, wenn irgend etwas sie über dieß Unglück

trösten könnte, so wär' es die glückliche Begegnung eines Freundes, den sie so sehr schätze, und der bald auch der geliebteste Freund ihres Vaters und seines treuen Dieners seyn werde . . .

Alexis dankte ihr für den Antheil, den sie an seiner Zufriedenheit nähme, und kurz darauf erreichten unsre Reisenden St. Marcellin, eine kleine artige Stadt, in der sich Germain sehr gut zu finden wußte, weil er oft hier gewesen war. Kürzer wär' es gewesen, wenn sie den Weg über la Perriere, einen kleinen Flecken diesseits, genommen hätten, allein er war ihnen gänzlich unbekannt, und sie hatten sich so sehr von der Hauptstraße verirrt, daß sie, nachdem sie das rechte Ufer der Iser erreicht hatten, noch eine gute Meile gehen mußten, ehe sie nach St. Marcellin kamen. Hier ließ Germain seine Wunde verbinden. Da er sich stark genug fühlte zu reiten, so beredete er seine jungen Gefährten, sogleich mit ihm nach Candors Wohnung zu eilen, der ohnehin über ihr langes Außenbleiben unruhig seyn würde. Klärchen sehnte sich so sehr nach ihm, als ihn Alexis fürchtete. Von seiner unüberwindlichen Furchtsamkeit be-

herrscht, und noch die kalte Aufnahme, die er im Thal bey Romans bey Germain gefunden hatte, im frischen Andenken, fürchtete er eine ähnliche bey Klärchens Vater zu finden, und wagte es nur mit Zittern, sich ihm zu zeigen. Candors Tochter sprach ihm indeß Muth ein, sie setzten alle drey ihren Weg fort, und erreichten den düstern Wald, der zwischen St. Marcellin, St. Etienne und Romans liegt, und über fünf Meilen lang ist. Dieser große Wald, der wegen der Räuber und der Abgründe, die sich in ihm befinden, berühmt ist, scheint ein Gegenstand des Zorns des Himmels zu seyn. Seine hohen, dichtbelaubten Bäume werden häufig vom Blitz getroffen, und fast unablässig hört man das Pfeifen und Toben der Winde in ihm. Alles flößt in diesem düstern Aufenthalte Schrecken und Entsetzen ein.

Und doch war diese fürchterliche Wildniß der Ort, wo Candor, seine Tochter und Germain ihren Aufenthalt gewählt hatten. Hier hatten sie ihr Häuschen gebaut und gegen allen Ueberfall befestigt. Doch ich will mir in der Beschreibung, die ich weiter unten davon geben werde, nicht vorgreifen. Jetzt wollen

wir unsern drey Reisenden folgen, die bald ihre Heimath erreichen und sich in die Arme eines Vaters werfen werden, welcher der Vater meines Helden seyn wird.

Klärchen saß, wie den Tag zuvor, hinter dem Alten zu Pferde, und reichte dann und wann dem Alexis, der als ein treuer Knappe zu Fuß neben ihr wandelte, die Hand. So hatten sie schon mehr als drey Meilen im Walde durch Hecken und Buschwerk, durch die das Pferd sich nur mit Mühe hindurch arbeitete, gemacht, als sie in einer kleinen Ebene eine Art von Festung erblickten, die Alexis mit nicht geringem Erstaunen betrachtete. Klärchen drückte ihm lächelnd die Hand, und sagte mit einer freudigen Auswallung, die ihn aus seiner Verzückung riß: „Da! siehst du das Häuschen? Da wohnen „wir, und wenn du Lust hast, hier mit uns „zu leben, so darfst du's nur sagen."

Klärchen! welch ein reizender Aufenthalt! Wie? Hier? ... O wie glücklich wär' ich noch in meinem Unglück, wenn dein Vater, wenn Germain : : :

„Zweifeln Sie nicht, mein liebenswürdi„ger Erretter," erwiederte Germain, „zwei-

„feln Sie nicht daran. Doch eh' Sie sich „hier niederlassen, überlegen Sie vorher Ih„ren Entschluß reiflich. Es ist von keiner „Kleinigkeit die Rede. Der Welt zu entsa„gen, und in Ihrem Alter!“ : : :

Dieß ist die rechte Zeit, in der man sie fliehen muß. Je früher man diesen Schritt thut, desto mehr Schmerz und Reue erspart man sich : :

„Wie können Ihnen aber die Menschen „schon so viel Veranlassung gegeben haben, sie „zu verabscheuen?“ ...

Die mir am theuersten waren, haben mich verrathen; was darf ich von denen erwarten die mich nicht kennen? ...

„Sie betrachten die Menschen mit sehr ein„genommenen Augen“ —

Ich habe nur zu viel Erfahrung —

„Wenn Sie also alle Menschen hassen, so „schließen Sie wahrscheinlich auch dieses lie„benswürdige Kind in Ihren Haß ein, das „unsre Leiden versüßt, und uns durch seine „Liebe über die Kränkungen tröstet, die uns „ein treuloser Freund verursachte?“

Die Weiber : : :

„Wollen Sie in Ihrem siebenzehnten Jahre
„fliehn?“ . .

Ach, ihrer aller Reiz ist in Klärchen vereinigt! : : :

„Das macht er gut,“ versetzte das naive Mädchen mit Lebhaftigkeit: „ich bekümmere
„mich eben so wenig um die Männer, da ich
„meinen Vater habe, und Germain, und —
„— und — Alexis.“

„Leutchen, Leutchen!“ sagte Germain,
„nehmt Euch in Acht, wacht über Eure Herzen. Die Liebe ist nirgends gefährlicher,
„als in den Tiefen des Waldes“ : :

„Was schwatzt Er?“ fiel ihm Klärchen ins Wort; „ich liebte ihn? ich? Nein! aber
„ich nehme Theil an seinem Schicksal, weil
„er unglücklich ist, und bin ihm als meinem
„Retter Dank schuldig“ : :

Und ich, erwiederte Alexis, ich müßte der undankbarste Mensch unter der Sonne seyn, wenn ich den Werth ihrer großmüthigen Anerbietungen und die Art, wie sie mich in meinem Kummer getröstet hat, verkennen könnte : : :

„Allerdings, allerdings,“ sagte der Alte, wobey er bedächtig den Kopf schüttelte,

„Freundschaft! Dankbarkeit, schöne Worte,
„schöner Vorwand . . Doch macht, daß wir
„fortkommen, macht“ — —

Unter solchen Gesprächen kamen sie endlich vor dem Häuschen an. Es war rings von einem Wassergraben umgeben, der bis an den Fuß einer hohen und starken Mauer reichte, die einen geräumigen Hof einschloß, in dessen Mitte das kleine Gebäude stand. Eine Fallbrücke, die über den Graben reichte, vertheidigte es gegen die Angriffe der Räuber, die im Walde haußten.

Candor, der über das lange Ausbleiben seiner beiden Hausgenossen unruhig zu werden anfing, war mit Tagesanbruch auf die Mauer gestiegen, und sah mit schwermüthigem Blick über die weite Waldstrecke, in der ihnen, fürchtete er, ein Unglück zugestoßen seyn möchte. Klärchens Vater war alt und schwach, das Gehen ward ihm sauer; doch sobald er die theuern Personen in der Ferne erblickte, stieg er mit Hülfe seines Stabes herunter, und ließ zitternd vor Freude die Fallbrücke nieder, die durch angebrachte Gewichte selbst von einer schwachen Hand leicht zu regieren war. Doch hatte er nur zwey Perso-

nen erwartet, und hier sah er ihrer drey kommen. Wer mag der junge Mensch seyn, der Klärchens Hand hält, und mit dem selbst Germain so freundlich spricht? Sie hatten keine Bekanntschaft; in seiner von der Welt ganz abgeschnittnen Wohnung hatte er sie, so wie sie ihn vergessen. Wer mag also wohl der Jüngling seyn, den man ihm zuführt? Sein sanftes Wesen, sein bescheidner Anstand nahmen zwar gleich beym ersten Blick für ihn ein, allein der Zweck seiner Ankunft ließ sich nicht enträthseln.

Der gute Candor war noch in diesen Betrachtungen vertieft, als die beiden Reitenden abstiegen. „O mein Vater!“ rief Klärchen und stürzte sich in seine Arme, „bald hätten „wir dich nicht wiedergesehen!“

„Und wie das, meine liebe Tochter?“

„Ein Bösewicht streckte Germain mit ei„ner Wunde zu Boden, und würde mir das „Leben geraubt haben, hätte dieser muthige „Reisende mich nicht aus seinen Händen be„freyt, und ihm selbst das Leben geraubt, das „er so schwer verwirkt hatte.“

„O mein Kind . . . Germain ist es mög„lich“ : :

„Möglich und gewiß,“ erwiederte dieser. „Ohne den Muth dieses liebenswürdigen jun„gen Mannes waren wir verloren. Lieber „Herr, er ist recht sehr unglücklich, der arme „Alexis! Soll ich Ihnen erzählen, wie wir „zu ihm gekommen, und was uns zusammen „begegnet ist? Es wird Ihnen einen guten „Begriff von seiner Rechtschaffenheit und sei„nem feinen Gefühl beybringen.“ ...

Germain begann nun eine ausführliche Beschreibung von dem ersten Zusammentreffen der jungen Leute in dem Thale bey Romans bis auf den Augenblick, wo sie vor der Fallbrücke des Häuschens vom Pferde gestiegen waren. Besonders hielt er sich bey der Hastigkeit auf, mit der ihn Alexis verlassen hätte, weil er geglaubt, er werde ihn nicht gern mit sich nehmen. Hierin glaubte er einen großen Beweis von feinem Gefühl und einer edlen Denkungsart zu sehen.

Während dieser Erzählung befand sich unser junger Held in keiner geringen Verlegenheit: er ließ den Kopf hängen, und schlug die Augen ganz zur Erde nieder. Er wagte es nicht, dem Greis ins Gesicht zu sehen, dessen ehrwürdiges Ansehen ihn furchtsam machte.

Sein Herz war gepreßt, seine Arme hingen nachläßig herab, kurz er sah aus, als wenn er in Ohnmacht sinken wolle. Klärchen, gleichfalls in der äußersten Unruhe und zitternd, bekräftigte alles, was Germain sagte, verstärkte die Lobsprüche, mit denen er gegen ihren jungen Freund wahrlich nicht sparsam war, und belauschte die Blicke ihres Vaters, als wollte sie ihnen absehen, was die Erzählung für einen Eindruck auf ihn mache.

Candor sammelte sich einen Augenblick, nachdem der alte Diener seine Erzählung geendigt hatte, und wendete sich sodann an Alexis, der nun noch mehr zitterte, als zuvor. „Junger Mann,“ fragte er, „wie alt sind „Sie?“ —

Bald achtzehn Jahr —

„Und schon so brav, so entschlossen, und „so unglücklich ... Hätten Sie Lust, bey „uns zu bleiben“ ...

Ach, eben das ...

„Sie sind sehr furchtsam ... Reden Sie „frey, ich liebe die Unglücklichen, sie haben „Ansprüche auf mein Herz.“

Edelmüthiger Mann ..

(Klärchen leise: Wie einnehmend er ist!)

„Sie wollen also der Welt entsagen, und „den Umgang der Menschen meiden?“

Ohne Bedenken. Sind sie nicht alle falsch, boshaft und hinterlistig?

„Wie gut er sie kennt! Indeß, junger „Freund, kann ich Sie nicht für immer bey „mir aufnehmen, bevor Sie mir Ihre Un„fälle und Ihre ganze Lage offenherzig ent„deckt haben. Ich muß selbst beurtheilen „können, ob Ihre Gründe, der Welt zu ent„sagen, triftig und von Dauer seyn können?“

Für ewig . . .

„Recht gut, in Ihren Jahren denkt man „so: in meinem Alter hingegen ist man vor„sichtig und consequent. Ich habe keine Lust, „einen jungen Menschen in meine Wohnung „aufzunehmen, der mich vielleicht bey der er„sten geringsten Veranlassung wieder ver„läßt“ . . .

Nie, mein Vater, nie, niemals . .

„Mein Vater! Er rührt mich! Ach, jetzt „müßte mein Sohn ohngefähr so alt seyn; „aber er sank vor meinen Augen, und machte „mich für immer unglücklich“ . . .

Hier trocknete Candor ein paar Thränen, die über seine Wangen rollten, doch faßte er

sich bald wieder und fuhr fort: „Komm, Ale„xis, komm, nimm die Freystätte, die dir „Freundschaft und Mitgefühl anbieten . . . „aber bedenke, ehe du die Schwelle dieser „Thüre beschreitest, daß sie sich hinter dir „schließen wird, um sich dir nie wieder zu öff„nen“ . . .

Alexis küßte Candors Hand ehrerbietig, umarmte Germain, und drückte Klärchen die Hand, die vor Freude außer sich war, und so gingen sie alle vier über die Fallbrücke, die sogleich hinter ihnen aufflog. Jetzt übersah unser Held das Häuschen ganz, das die hohen Mauern, die es schützten, bisher größtentheils seinem Blick entzogen hatten.

Es bestand aus einem viereckigen Gebäude, ganz von Steinen aufgeführt und nur Ein Stockwerk hoch. Es zeigte nicht die mindeste Spur von künstlicher Verzierung, allein alle Bequemlichkeiten des Lebens waren darin vereinigt. In dem Erdgeschoß war die Küche, der Backofen ꝛc. angebracht. Das erste Stockwerk enthielt zwey sehr bequeme Apartements: eines hatte Candor, das andere Klärchen inne. Oben in den Mansarden befanden sich zwey kleine Zimmer für Germain,

die übrigen dienten zum Boden, wo man Früchte und andere Lebensmittel für den Winter und Geräthe aufbewahrte. Jedes Zimmer hatte sehr bequeme, aber nur die nothwendigsten Möbeln: ein Bette, ein paar Tische und Stühle. In Klärchens Wohnzimmer stand ein treffliches Clavecin, das sie, wie wir in der Folge hören werden, spielen gelernt hatte, und das zu ihrem Zeitvertreib und zur Aufheiterung ihres Vaters diente.

Im Hof fand man beym Hereintreten linker Hand, einen Stall für Ein Pferd, und einen geräumigen Verschlag, in dem alles Gartengeräth aufbewahrt wurde. Rechter Hand stand ein Baßin, in dem sich das Regenwasser sammelte, und worein man im Nothfall auch aus dem Graben Wasser leiten konnte, das, wenn es sich abgeklärt hatte, sehr trinkbar war.

Hinter dem Häuschen, aber doch immer noch innerhalb der Mauer, befand sich ein Gemüsgarten, den Germain und Klärchen bauten, und in dem sie, das Korn ausgenommen, das sie von St. Marcellin holten, alle Arten von Gemüse, auch Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen, Erdäpfel zogen, die zu ihrer

Nahrung auf das ganze Jahr vollkommen ausreichten. Von Fleischspeisen genossen sie nichts, als einiges zahmes Geflügel, das sie in einem kleinen Platz hinter der linken Seite des Gebäudes aufzogen. Man sieht aus dieser Beschreibung, daß sie mit dem Nothwendigen vollkommen versorgt waren: aus der Erzählung von Candors Unfällen werden wir erfahren, wie er sich's zu verschaffen wußte. Jetzt kehren wir zu Alexis zurück.

Nachdem Klärchen und Candor ihn mit der Einrichtung des Hauses, so viel nöthig, bekannt gemacht hatten, ließ ihn der letzte in einen Saal treten, und bat ihn, ehe man ihm noch ein Wohnzimmer anwieß, ihm die Geschichte seines kurzen Lebens zu erzählen. „Sey aufrichtig, mein Sohn!" sagte er; „verheimliche mir nichts, gestehe mir selbst „deine Fehler. Ich kann mir leicht einbilden, „daß du in einem so zarten Alter nicht davon „frey geblieben seyn wirst. Ganz ohne Fehl„tritte könntest du nicht worden seyn, was du „wirklich zu seyn scheinst... ich werde sie „zu entschuldigen wissen, wenn ihre Quelle „nicht in deinem Herzen liegt. Rede, und „sey unbesorgt..."

Alexis versprach es mit Hand und Mund. Germain, der indeß das Pferd abgesattelt und einige Verrichtungen besorgt hatte, kam zurück, und unser junger Held begann die Geschichte seiner Unfälle, die, wie wir hoffen, manchem Vater einen heilsamen Wink geben wird, welche große Aufmerksamkeit die Wahl eines Hofmeisters für seine Söhne verdient.

Viertes Kapitel.

Der Hofmeister.

Ich kann weder den Ort, noch den Tag meiner Geburt, noch den Namen meines Vaters angeben: denn ich bin nie so glücklich gewesen, diese Umstände zu erfahren. So viel ich mich besinnen kann, war ich in meiner ersten Kindheit in den Händen einer guten alten Frau, die ich Mutter nannte, in der Folge aber selbst gestand, sie sey nicht im geringsten mit mir verwandt, ohne mir jedoch meine wahren Aeltern zu nennen. Diese gute Frau besorgte meine Erziehung bis ins zehnte Jahr, und erhielt pünktlich jeden Monat von unbekannter Hand eine ziemlich ansehnliche Summe Kostgeld. Sie ließ mich lesen, schreiben, rechnen, die ersten Anfangsgründe der Tanz- und Tonkunst lehren, die ich hernach im Collegio weiter fortsetzte, wohin sie mich eines Tages brachte. Wir wohnten damals in Paris in der Straße la Chaise, in einem Eckhause im zweyten Stock.

Madam Delys, das war der Name meiner guten Pflegemutter, befand sich in guten Umständen. Seit sechszehn Jahren war sie Wittwe von einem Cavallerieoffizier, der ihr ohngefähr zweytausend Thaler Einkünfte hinterlassen hatte. Ihr Sohn, den sie zärtlich liebte, war von einem seiner Freunde, mit dem er in Streit gerathen war, im Duell erstochen worden: von dieser Zeit an war der Umgang der Welt ihr unerträglich worden, und sie nahm sich vor, ihr Leben, von aller Gesellschaft entfernt, in dieser stillen Gegend der Stadt zu beschließen. Obgleich schon über zehn Jahre seit dieser unglücklichen Begebenheit verflossen waren, so verging doch kein Tag, daß die zärtliche Mutter das Andenken dieses Todes nicht durch heiße Thränen feyerte, alles, was einem Besuch ähnlich sah, auf das sorgfältigste vermied, und ihre Zeit damit ausfüllte, daß sie mir von den Tugenden ihres armen Delys, von der Verrätherey seines Freundes und der Falschheit der Menschen vorerzählte; mir kleinem Knaben, der ganz unfähig war, sie zu verstehen und zu trösten... allein sie weinte! Ich weinte mit ihr, ohne zu wissen warum, und unsre Thrä-

nen vermischten sich. Sie sehen, daß meine ersten Jahre, in Traurigkeit zugebracht, nicht wenig beytrugen, meinen Charakter reizbar und theilnehmend, aber auch düster und argwöhnisch zu machen.

Ich brachte oft das Gespräch auf meine Aeltern, und machte ihr Vorwürfe über ihre Hartnäckigkeit, sie mir zu verbergen. Ihre Antwort aber war immer: sie kenne sie selbst nicht; sie habe meine Erziehung aus Gefälligkeit gegen ihres Mannes Bruder übernommen, der um das Geheimniß wisse, aber nicht zu bewegen sey, es zu entdecken. Alles was sie erfahren könne, sey, daß ich mein Daseyn überhaupt als ein Unglück zu betrachten Ursache habe, und daß die Geschichte meiner Geburt, wenn ich sie je erführe, mich für Entsetzen schaudern und für immer unglücklich machen würde. Das war nun bey Gott nicht sehr tröstlich, und überdieß sprach Madam Delys bey solchen Gelegenheiten immer mit so viel Feuer, daß ich oft auf den Verdacht gerieth, daß sie wohl selbst eine Verwandte von mir seyn möchte.

Ich kam nicht aus dem Hause, ausgenommen wenn ich die Kirche besuchte. Wir hat-

ten in der Kapelle des Irrhauses und in der Pfarrkirche von St. Sulpiz Gitterstände. Wir gingen nie zu Fuß, sondern fuhren immer im Wagen, dessen Fenster sorgfältig verwahrt wurden; kurz, ich ward so vor Aller Augen versteckt, daß nicht viel fehlte, man hätte mich in einen Kasten gesteckt, um zu verhindern, daß mich niemand sähe. Das alles war mir sehr verdächtig, und so wenig auch meine Beurtheilungskraft gereift war, so schloß ich doch, daß dieses Benehmen mir keine günstigen Aussichten erwarten lasse.

Eines Tages nahm Madam Delys mich in ihr Zimmer, und sagte mir mit thränenden Augen: „Mein kleiner Freund, Sie „müssen mich verlassen. Wir müssen uns „trennen, liebes Kind“. . .

Uns trennen, Madam? Das wolle Gott nicht . . .

„Du weinst? . . . Es schmerzt dich, daß „du mich verlassen sollst. Mir geht es nicht „weniger nah, allein es ist unvermeidlich; „ohnehin kann ich ja so nicht deine ganze Er„ziehung besorgen. Sollte der Himmel einst „günstigere Gesinnungen zeigen, so berechtigt „dich deine Geburt zu Ansprüchen auf einen

„wichtigen Platz in der bürgerlichen Gesell-
„schaft. Man hat mich die Nothwendigkeit
„unserer Trennung versichert, und ich ver-
„mag nichts gegen das Schicksal . . . Man
„wird dich in ein Collegium thun, wo du
„ausstudiren sollst. Hernach . . . was das
„Geschick weiter über dich beschlossen hat,
„weiß ich nicht . . . Muth gefaßt, mein lie-
„ber Sohn, füge dich, und vergiß in dem
„neuen Hause, wohin du kommen wirst, die
„rechtschaffenen Gesinnungen und Grundsätze
„nicht, die ich dir einzuflößen gesucht habe.
„Laß dich nie in vertrauten Umgang mit ei-
„nem deiner Kameraden ein, und fürchte ihre
„Liebkosungen nicht weniger als ihren Haß.
„Ach! der, welcher mir meinen Delys raubte,
„war auch ein Schulfreund. Lebe wohl, sie
„werden gleich kommen und dich abholen.
„Herr Dumont, ein rechtschaffener Geistli-
„cher, den wahrscheinlich deine Aeltern ge-
„wählt haben, wird für dich sorgen und bey
„dir wohnen. Mit Einem Worte, betrachte
„ihn nicht als Hofmeister, sondern als einen
„treuen Freund. Mach' ihn zu deinen Ver-
„trauten, ich glaube, daß er würdig ist, es
„zu seyn."

Ich stand während der Anrede meiner lieben Pflegemutter wie versteinert da. Wie sie fertig war ließ ich meinen Thränen freyen Lauf, warf mich zu ihren Füßen, und bat mir's als eine Gnade aus, daß sie mich bey sich behalten möchte, als Herr Dumont hereintrat, und mich in ein tödtliches Schrecken versetzte.

Ferner ein Abbee von ohngefähr vierzig Jahren, groß, schlank und hager, doch hatte seine Physiognomie so viel Züge von Gutmüthigkeit und Offenheit, daß der Widerwille, den er beym ersten Anblick in mir erregt hatte, bald abnahm, und ich's sogar wagte, mich ihm nach und nach zu nähern.

„Hier, Herr Abbee," sagte Madam Delys, „ist das arme Kind. Sie sehen, wie „ungern es mich verläßt" . . .

„Und das mit Recht!" versetzte Herr Dumont mit einem sehr gefälligen Tone; „doch ich hoffe, Sie werden ihn bisweilen besuchen: Nicht, Madame?"

„O gewiß, und recht oft."

„Desto eher werden Sie sich beide fassen „können. Nun, mein kleiner Freund, kommen Sie mit mir. Sie fürchten sich vor

„mir, nicht wahr? Nun, gestehn Sie's nur; „aber seyn Sie versichert, daß nichts düster „und unfreundlich ist, als mein Rock. Ich „nehme zu viel Antheil an Ihnen, als daß „ich Sie nicht lieben sollte. Ich will Ihr „Vater seyn, und glauben Sie mir, sollte das „Schicksal Ihnen Ihren Vater rauben, Sie „sollen ihn in mir wiederfinden.“

Diese Versicherungen machten mir etwas Muth, ich stammelte ein paar Worte des Danks heraus, und nachdem ich mich noch einmal in Madam Delys Arme geworfen hatte, folgte ich Herrn Dumont, der mich bey der Hand nahm, sie mit Zärtlichkeit drückte, und mich zu sich in den Wagen steigen ließ. Am Schlag fand ich einen unbekannten Bedienten, der meinen Koffer hinten auf die Kutsche befestigt hatte, und der, wie mir mein Lehrer sagte, bestimmt sey, künftig mit uns im Collegio zu wohnen und uns zu bedienen.

Der Kutscher brauchte zu dem Weg aus der Straße la Chaise nach dem Mont St. Genevieve nicht viel Zeit. Wir stiegen vor einer großen Thüre ab. Herr Dumont sagte mir, dieß sey das College de Navarre. Ein

Pförtner öffnete eine Gitterthüre, und verschloß sie sogleich wieder hinter uns. Jetzt fing mir das Herz an zu klopfen. Die Kniee sanken unter mir ein, und mir ward nicht wohl. Herr Dumont und mein Bedienter trugen mich in das Zimmer des Prinzipals, wo ich mich, als ich wieder zu mir selbst kam, von einer Menge Pedanten in schwarzen Röcken mit widerlichen Gesichtern umringt sah, die mit einem süßlichen Tone sagten: „Ja, so sind alle Kinder; die Trägheit, der „liebe Müßiggang behagt ihnen gar zu wohl. „Die Aeltern verziehen das liebe Söhnchen; „hier aber geht's aus einem andern Tone. „Da giebt's Karzer und Eselsbank ; ; ; „Nu, Kleiner, geht's wieder besser? Es „hat nichts zu bedeuten, gar nichts .... „Heut hat er frey, und braucht noch nichts „zu thun, das wird gut däuchten; aber „morgen muß er arbeiten, und recht aufmerksam, recht fleißig seyn! Nicht wahr, kleines Männchen?“ ; ;

Ich antwortete nichts. Die vielen Leute, alle schwarz gekleidet, jagten mir einen Schauder über den andern ab, und wäre Herr Dumont nicht gewesen, der mir etwas weniger

böse schien, ich glaube ich wäre den ersten Tag entsprungen. Ich war wie ein Lamm hergekommen, das zur Schlachtbank geführt wird, ohne daß ich wußte, was man von mir wollte. Ich ließ sie reden und machte mich auf das Schlimmste gefaßt.

Mein Hofmeister ging einen Augenblick mit dem Prinzipal in ein anderes Zimmer. und ich blieb zitternd und bebend unter drey Abbees, die eine Menge Fragen an mich thaten, auf die sie nicht die mindeste Antwort erhielten. Endlich standen sie auf und sprachen etwas leiser zusammen, doch so, daß ich sie recht gut verstehen konnte: „Dem Jungen scheint die Zunge nicht gelößt zu seyn — — Nein, es ist Furchtsamkeit! — Was, Furchtsamkeit? Dummheit ist's; mit dem werden wir unsere liebe Noth haben — Ach, am Ende wird sich's wohl auch geben ꝛc.“

Herr Dumont kam zurück, und der Prinzipal führte uns in eine sehr bequeme Wohnung, die, wie er sagte, für uns aufgehoben worden. Er entfernte sich hierauf, nachdem er mir einen kleinen Schlag auf den Backen gegeben und mir befohlen hatte, hübsch artig zu seyn.

Ich war froh, daß er ging, und daß ich mich ganz meinem Schmerz überlassen konnte. Herr Dumont suchte mich zu trösten. Man trug uns zu Essen auf, ich konnte keinen Bissen anrühren und war den ganzen Tag traurig.

Den Tag darauf gab mir Herr Dumont einen Donat in die Hände, sagte mir, was ich davon auswendig lernen sollte, und daß ich nach Septima kommen würde. Ich verstand nicht, was er damit sagen wollte, doch that ich, was er befahl. Um Ein Uhr kam Madam Delys und besuchte mich, und ermahnte mich, meinen Verstand Herr über meine Empfindungen werden zu lassen, und mich in die neue Lebensart zu finden, die ich künftig führen müsse. Ihr Anblick riß meine Wunden von neuem auf, doch endlich nahm sie wieder Abschied, und ich fügte mich in das, was nicht zu ändern war.

Nach und nach gewöhnte ich mich an Herrn Dumont. Er war ernsthaft, etwas schwermüthig, und sein Charakter paßte vollkommen zu dem meinigen. Einstmals fragte ich ihn, ob er meinen Vater kenne, und ob ihm die Aufsicht über mich von ihm selbst auf-

getragen worden. Er sagte mir mit der Freymüthigkeit, die ich in der Folge immer an ihm bemerkt habe, daß er auch nicht die geringste Vermuthung habe, wem ich angehören möchte. Ein Mann von ohngefähr fünfunddreißig Jahren, den er oft bey einer Dame von seiner Bekanntschaft gesehen, und der den lebhaftesten Antheil an seinem Schicksal zu nehmen geschienen, habe ihn gefragt, ob er willens sey, die Erziehung von einem Sohn eines seiner Freunde zu übernehmen. Da er hierauf mit Ja geantwortet, so habe er ihm das College de Navarre angewiesen, eine Summe von 25 Louisd'or gegeben, und ihm versichert, er werde eine gute Pension für mich auswirken. Allein, fuhr Herr Dumont fort, ich bin sehr versucht, diesen Mann für Ihren Vater zu halten, wenigstens sieht er Ihnen auf eine auffallende Weise ähnlich.

Ich bat ihn, das nächstemal, daß er die Dame wiedersähe, sich bey ihr nach dem Namen und Stande des Mannes zu erkundigen, von dem er vermuthete, er sey mein Vater. Er versprach mir's; aber das Unglück wollte, daß diese Person, die allein uns in dieser Sache hätte Licht geben können, denselben Tag

noch eine große Reise antrat, von der sie wahrscheinlich nicht zurückgekehrt ist, denn wir haben nach der Zeit nicht das mindeste weiter von ihr gehört.

In kurzer Zeit machte ich unter diesem vortrefflichen Lehrer erstaunende Fortschritte. Er wußte sich mein ganzes Vertrauen zu erwerben. Was mir aber am meisten an ihm gefiel, waren die Unterhaltungen, die wir oft zusammen hatten, und deren Gegenstand fast immer die Moral war. Ihm allein verdanke ich meine Fertigkeit im Denken, Schließen und Ueberlegen. Mit welchem Entzücken genoß ich seinen Unterricht: in meinem ganzen Leben werde ich ihn nicht vergessen.

Er war so oft und so viel von den Menschen betrogen worden, daß er alles Zutrauen zu ihnen verloren hatte, und mir in dieser Rücksicht herrliche Klugheitsregeln gab, die ich in der Folge oft Gelegenheit gehabt habe, in Anwendung zu bringen. Sein Räsonnement war folgendes. Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, ihm zu folgen, so werden Sie mit mir einräumen, daß er gewiß nicht Unrecht hatte.

„Im gesellschaftlichen Leben giebt es keinen Mittelweg: man muß betrügen, sich betrügen lassen oder kriechen. Betrügen, dadurch, daß man genöthigt ist, die Andern zu blenden, sich Titel, Vermögen, Tugenden und Rechte zu geben, die man nicht hat. Der Thorheit eines Mannes schmeicheln heißt ihn betrügen: wer bey einem Großen sein Glück machen will, muß seine Fehler annehmen, oder doch nachäffen. Ist er ein Wollüstling, so muß man es mit ihm seyn; spielt er, so muß man spielen; trinkt er, so muß man trinken; widrigenfalls heißt man ein unerträglicher Mensch, ein hochtrabender Philosoph, ein Mensch voll Vorurtheile, ein ungeselliger ungefälliger Murrkopf u. s. w.

Man muß sich betrügen lassen, wenn man die schneidenden Reden der Leute hört, die alles gethan, alles gesehn haben, zu allem fähig sind. Man hält sich an die äußere Schale, ohne zu untersuchen, ob der Kern verdorben ist. Man vertraut sich ihnen an, öffnet ihnen sein Herz, und sie mißbrauchen unser Zutrauen, uns unglücklich zu machen und in Schlingen zu verwickeln, aus denen wir uns

oft nur auf Kosten der Ehre, der Börse oder der Gesundheit losmachen können.

Man kann es nicht vermeiden zu kriechen, wenn man, auch ohne sich von der dummen Eitelkeit der Erstern und den Lastern der Letztern täuschen zu lassen, sich gleichwohl gefallen läßt, bis auf einen gewissen Punkt nach ihrer Weise zu leben. Alsdann macht man sich ein eignes System, eine bestimmte Lebensweise, man giebt seinen Sitten Politur und Feinheit. Aber alsdann muß man auf Zutrauen Verzicht thun. Man ist in Gesellschaft wohl gelitten, aber blos seines Witzes, seiner Talente oder seines Vermögens wegen. Es heißt dann: der Herr ** ist ohnstreitig ein sehr feiner Mann; schade, daß er so schwach, ohne alle Energie, ohne alle Leidenschaft ist. Zum Glück kann man mit ihm machen, was man will, sonst würde er mit all seiner Rechtschaffenheit unerträglich seyn . . .

Die Menschen suchen unsern Umgang aus Bedürfniß, Stolz oder Müßiggang. Ist man über ihnen, so schmeicheln sie uns; steht man unter ihnen, so legen sie die Gönnermiene nie ab. Man darf nichts als Niederträchtigkeiten oder Demüthigungen von ih-

nen erwarten. Der Falschheiten, Medisancen, Verläumdungen, Verräthereyen, Klätschereyen und so weiter, gar nicht zu gedenken, so sehr sie dem geselligen Leben auch alle seine Anmuth rauben Alles das muß man erwarten, sobald man in dasselbe eintritt. Welches Interesse könnte man also wohl haben, sich dahin versetzt zu wünschen? Nicht das mindeste. Man muß es also fliehen. Dieser Schluß scheint mir vollkommen bündig."

So redete Herr Dumont, und seine Grundsätze prägten sich mit unauslöschlichen Zügen in mein Herz. Da er die Einsamkeit liebte und keinen Umgang hatte, so gingen wir niemals aus. Blos an Ferientagen gingen wir auf dem freyen Felde spatzieren, denn er liebte die prächtigen Promenaden nicht, an denen der Luxus seinen kindischen Prunk verschwendet hat, und sich freut, die eitle Bewunderung Dieser, und den thörigen Neid Jener zu erregen. Wir nahmen immer ein Buch mit uns, und zwar ein ernsthaftes, moralisches Buch: als zum Beyspiel Youngs Nachtgedanken, Hervey's Todes-

betrachtungen, den Zodiakus von Palingenius, und andere Schriften ähnlicher Art, die wir auswendig lernten. Bisweilen brachten wir ganze Stunden mit Meditiren und Betrachtungen über einen einzigen Satz zu.

Wie angenehm waren mir diese ländlichen Spatziergänge! Glückliche Zeiten! Noch jetzt träume ich bisweilen, als säße ich auf dem Schießplatze von Belleville, wo wir durch die heimlichsten, verstecktesten Pfade, die Herr Dumont seine kleinen Gänge nannte, wanderten, wo wir uns bisweilen auf die Höhe eines Hügels setzten, die untergehende Sonne betrachteten, und, von der Größe und Erhabenheit dieses Schauspiels gerührt, ausriefen: „Wer kennt das allmächtige Wesen, das diese purpurnen Vorhänge über das Gestirn des Tages zieht? Wie groß, wie gütig muß es seyn!“ Dann blickten wir hinter uns auf Paris, das in der Entfernung mitten in einem mephitischen Dunstkreis lag. Wir sahen den Schimmer der Laternen, die angezündet wurden, und dachten an die Menge Ausschweifungen, die von Sonnenuntergang bis

Anbruch der Morgenröthe von Müßiggängern, Wollüstlingen, Spielern und Beutelschneidern in dieser ungeheuern Stadt begangen werden. Wir seufzeten, und süßer noch ward uns die reizende Ruhe, die uns unsere einfachen und unschuldigen Vergnügungen gewährten.

Fünftes Kapitel.

Der maskirte Mann.

Wir wohnten nun schon über drey Monate im College de Navarre, und hatten noch keinen Besuch erhalten, Madam Delys ausgenommen, die von Zeit zu Zeit einmal bey uns einsprach. Sie stand in genauer Verbindung mit Herrn Dumont, und wir liehen uns wechselseitig Bücher, denn Lektüre war das einzige Vergnügen, das wir genossen. In der Ungewißheit, ob ich meine Aeltern je entdecken würde, bewaffnete ich mich mit Geduld, und war mit meiner Lage so ziemlich zufrieden, als eines Tages Vincent, mein Diener, hereintrat und Herrn Dumont meldete, ein Herr, der aus einem prächtigen Wagen gestiegen, verlange ihn allein zu sprechen. Mein Hofmeister ging ihm entgegen, beide traten in ein abgesondertes Zimmer und brachten ungefähr eine Stunde zusammen zu. Schon fing diese lange Unterhaltung an, mich unruhig zu machen, als Herr Dumont wieder

zu mir kam, und mit leiser Stimme, aber mit einem Gesichte, das die lebhafteste Freude ausdrückte, zu mir sagte: „Das ist der Mann, „der mich zu Ihnen gebracht hat, und den ich „für Ihren Vater halte. Er hat mir für „das zweyte Quartal funfzig Louisd'or gegeben. Er verlangt, Sie sollen Tanz-, Musik- und Zeichenmeister annehmen. O, er „will Sie wie einen Prinzen erziehen „lassen" . . .

Ach, bester Herr Dumont, unterbrach ich ihn, darf ich ihn nicht sehen?

„Um diese Erlaubniß habe ich in Ihrem „Namen gebeten. Er machte eine Menge „Schwierigkeiten, ehe er mir diese Gunst bewilligte. Endlich ließ er sich erbitten, doch „unter der Bedingung, so lange als Sie zugegen wären, eine Maske vorzunehmen. „Ganz gewiß um die auffallende Aehnlichkeit zu verbergen, die, wie ich sagte, in den „Gesichtszügen zwischen Ihnen beyden „herrscht" . . .

O, er mag erscheinen, wie er will, wenn ich ihn nur sehe, wenn ich nur seine Füße mit meinen Thränen benetzen darf!

Warten Sie nur! Fassen Sie sich, und lassen Sie sich nichts merken . .

Herr Dumont verließ mich, und kam gleich darauf mit dem Fremden wieder, der in der That das Gesicht mit einer Maske bedeckt hatte, an der unten ein herabhängender schwarzer Flor befestigt war . . .

Sie können sich leicht vorstellen, ehrwürdiger Mann, daß dieser Augenblick nicht wenig kritisch für mich, und meine Verlegenheit nicht klein war. Wie sollte ich mein Betragen einrichten? Natürlich mußte ich's abwarten, daß er mich zuerst anrede. Ich hatte große Mühe mich zu mäßigen, daß ich nicht in seine Arme flog, und Sie werden nun Zeugen eines äußerst rührenden Auftritts werden, dessen Andenken mir nicht eher als mit dem letzten Athemzug verschwinden wird!

Ich grüßte den Unbekannten auf das ehrerbietigste. Er gab durch ein Zeichen zu verstehen, ich möchte mich setzen. Vincent trug Stühle zusammen und ging hinaus. Ich bemerkte, daß der maskirte Mann wankte, und von einer Unruhe bewegt wurde, die er vergebens zu verbergen suchte. Endlich setzte er sich, und fing an mich genau zu betrachten.

Die heftige Bewegung der Brust verrieth es deutlich, daß ihm das Herz klopfte und daß er kaum athmen konnte. Alle diese Anzeigen bestärkten mich in meinen Vermuthungen, doch war ich noch mehr angegriffen, und zitterte mehr noch als er, so daß ich's nicht wagte, weder ihn anzublicken noch die geringste Bewegung zu machen. Diese stumme Scene hätte vielleicht noch lange gedauert, wenn nicht Herr Dumont sie abgekürzt hätte. Er sah, wie sehr sie uns beide angriff, und redete mich also an: „Alexis, dieß ist der „Herr, der die Güte hat, für Ihre Bedürf„nisse und die Kosten Ihrer Erziehung zu „sorgen.“

Ach, mein Herr, welche Gnade . . .

„Sie werden sie verdienen und ihrer „würdig seyn, wenn Sie Ihrem würdigen „Lehrer einen unbedingten Gehorsam und sei„nen Unterweisungen die größte Aufmerksam„keit erweisen.“

O gewiß, mein Herr, nichts überzeugt mich mehr von der Güte und Weisheit meiner . . . Aeltern, als daß sie einen so vortreflichen Mann zu meinem Hofmeister gewählt haben —

„Woher wissen Sie, daß Ihre Aeltern
„ihn gewählt haben?“ . .

So hab' ich also wirklich : : keine Ael-
tern?

„Unglückliches Kind, möchtest du sie nie
„kennen lernen!“

O Gott! . . . Sie kennen sie : : wohl?
mein Herr —

„Frage mich nicht!“

Ach, wenn Sie meinen Vater sehen, sa-
gen Sie ihm — sagen Sie ihm, daß sein klei-
ner Alexis nicht leben kann, ohne ihn zu um-
armen, ohne für Freude zu seinen Füßen hin-
zusinken . . . Seit seiner Geburt sucht er ihn
in der ganzen Natur, er ruft ihn mit lauter
Stimme, er fragt alle Augen, alle Mienen?
Aber ach! niemand hört seine Klagen . . .

„Unsinniger! was begehrst du?“

Meinen Vater zu sehen, ihn an mein
Herz zu drücken . . .

„Er kann sich deinen Augen nicht zei-
„gen“ . . .

Er kann nicht . . . so ist es also ein grau-
samer, barbarischer, unerbittlicher Mann?
Die Stimme der Natur spricht also nicht in
seinem Vaterherzen . . .

„Er muß ihre Stimme unterdrücken“. .̇.

Ach! kann man das, wenn man wirklich liebt?

„Du erweichst mich“ . . .

Sie weinen? Ach lassen Sie mich diese heiligen Thränen auf Ihren Wangen sehn! Legen Sie, legen diese trügerische Maske ab. Das Gefühl darf keine Maske tragen. Mein Herr! ich werfe mich zu Ihren Füßen, die ich umfasse: erbarmen Sie sich meiner, verheimlichen Sie mir meinen Vater nicht länger: ich beschwöre Sie . . bey dem Ihrigen, wenn Sie noch einen haben . . Ich seh's, er lebt noch: nun wohl, wenn Sie ihn lieben, zärtlich lieben, so können Sie meine Sehnsucht nach dem meinigen nicht mißbilligen. Ach! sehen Sie meine Thränen, wie sie Ihre Hand benetzen . . . Sie ziehen sie zurück . . Grausamer, was habe ich Ihnen gethan? . . . O mein Gott, alles verläßt mich . . alles . . alles verläßt mich . .

In dieser schmerzhaften Aufwallung war ich auf den Boden gefallen, wo ich mich, das Gesicht mit den Händen bedeckt, in meinen Thränen badete. Dumont, den dieser rührende Auftritt sehr angriff, ermahnte, bat,

LB Coburg

flehte den Unbekannten an, meiner Marter ein Ende zu machen. Dieser war in der äußersten Bewegung, ging hastig auf und ab, schluchzte, sah mich an, hob die Hände gen Himmel, und rief mit einer erstickten Stimme aus: „Das hab' ich vorausgesehen! ... Es „ist allein meine Schuld .. ich wollt' es „nicht ... warum sah ich ihn auch ... un„glückliches Kind!" .. u. s. w.

Indeß beobachtete er bey unsern Bitten ein tiefes Stillschweigen. So wie ich sah, daß nichts ihn bewegen konnte, sprang ich wüthend auf. In Einem Augenblick wurden meine Augen trocken, ein edler Muth erhob mich über mich selbst; ich redete ihn in einem ehrerbietigen, doch entschlossenen Ton an: Nun wohlan denn, mein Herr; da Sie doch unerbittlich sind, da alles Flehen vergebens ist, so weiß ich, was mir allein noch für ein Ausweg offen bleibt. Ich habe keine Aeltern, die Theil an mir nähmen ... Ich habe in der ganzen Natur nichts, das mir, dem ich gehörte ... was mach' ich hier? welch ein Schicksal erwartet mich? Schimpf, Unglück, Schande .. Wohl denn! mein Entschluß ist gefaßt: ich will sterben, und durch

meinen Tod meiner Familie eine Last abnehmen, die, wie ich wohl sehe, ihr unerträglich ist . . . Leben Sie wohl, mein Herr! leben Sie wohl, bester Herr Dumont . . . ich geh' auf ewig . . .

„Wo willst du hin?“ rief der Unbekannte, eilte mir nach und reichte mir seine offnen Arme: „Weißt du nicht, daß dein Tod dei„nen Vater gleichfalls ins Grab stürzen „würde?“

Ach, Sie sind's! rief ich, und stürzte mit einem lauten Freudengeschrey an seinen Busen.

„Was sagt er?“

O ja, Sie, Sie sind's! Die Natur hat sich verrathen. Sie sind mein Vater, mein vortreflicher Vater . . .

„Laß mich, mein Sohn . . . Himmel! „was für ein Name ist mir entschlüpft! . .“

Mein Sohn! Herrlicher Name, der jetzt zum erstenmale in meinen Ohren erklingt, ach! wie süß bist du meinem Herzen.

Hier nahm mein Vater seine Maske ab, und ließ mich eine edle, interessante Physiognomie erblicken, die nur durch das Weinen etwas entstellt war. Er schloß mich in seine

Arme, drückte seine glühenden Lippen auf meine Wangen, und hielt mich eine lange Zeit fest umschlungen! Hier empfand ich zum erstenmale, was ich vorher immer entbehrt hatte: das süße Gefühl der Zärtlichkeit und Sicherheit, an dem Busen eines liebenden Vaters zu ruhen, eines Wesens, von dem man in allen Fällen Theilnahme, Schutz, Rettung zu hoffen hat! Nicht um aller Welt Schätze hätte ich eine Umarmung von ihm vertauscht. Ich weinte, ich lachte, ich beging tausend Thorheiten, und wir waren alle drey wie nicht klug. Ich sage alle drey, denn auch Herr Dumont, von einem so rührenden Schauspiele bis zu Thränen bewegt, theilte unsern Schmerz und unsere Freude. Mit Einem Worte, wir waren alle drey zu gleicher Zeit von verschiedenen Empfindungen belebt, die mit der größten Schnelligkeit abwechselten.

Nachdem mein Vater seinen Gefühlen freyen Lauf gelassen hatte, ließ er uns wieder setzen, und richtete diese Rede an mich: „Mein „Sohn, ich habe die stärksten Gründe gehabt, „dir unbekannt zu bleiben, und habe sie noch. „Du hast mir ein Geheimniß abgelockt, das

„mit mir hätte sterben sollen. Doch werde
„ich es nicht bereuen, wenn du mir versprichst,
„die Gesetze, die ich dir vorschreiben muß,
„buchstäblich zu befolgen. Erstlich untersage
„ich dir, die kleinste Frage über meinen Na=
„men und Stand zu thun. Du mußt dich
„begnügen, zu wissen, daß du von Geburt
„ein Edelmann bist: wer ich aber bin, darf
„ich dir nicht sagen; mein und dein Leben
„steht dabey auf dem Spiel. Zweytens ver=
„biete ich dir, mir zu folgen, nachzugehn, und
„das geringste Verlangen zu äußern, mich
„näher kennen zu lernen. Bemerke ich das
„geringste, so verlasse ich dich und sehe dich
„nie wieder. Diese Befehle setzen dich in
„Erstaunen; ich glaub' es wohl, allein ich
„bin gezwungen, sie zu geben. Ach, du hast
„so schon das Unglück meines Lebens gemacht!
„Deine Geburt hat mich das schwärzeste Ver=
„brechen ... Dringe nicht in mich, fortzu=
„fahren; du würdest mich meine Unvorsich=
„tigkeit zu theuer büßen lassen ... Ich
„werde dich sehen, dir schreiben; aber nie
„wirst du meinen Namen erfahren ...

„Sie, Herr Dumont, brauch' ich nicht
„erst zu bitten, gleiche Vorsicht in Ihrem

„Betragen zu beobachten. Sie sind ein „rechtschaffner und kluger Mann; ich ver„lasse mich auf Sie. Die Person, bey der „ich Ihre Bekanntschaft machte, hat mir „Ihre Unglücksfälle erzählt. Sie gereichen „Ihnen zur größten Ehre... Lebe wohl, „mein Sohn, sey versichert, daß ich dich nie „verlassen, und immer für dich und deine Er„ziehung Sorge tragen werde."

Wir beyde, Herr Dumont und ich, betrachteten diesen sonderbaren Mann, der uns so außerordentliche Verbote that, und ohne daß wir seine Unglücksfälle, an denen wir den wärmsten Antheil nahmen, kannten, schlossen wir, daß sie äußerst schmerzhaft gewesen seyn müßten, weil er sich so lange den Anblick eines Sohnes versagt, den er so sehr zu lieben schien, und dem er selbst in dem Augenblick der zärtlichsten Aufwallung weder seinen Namen noch seinen Stand zu entdecken wagte . . .

Er verließ uns endlich, nachdem er mich von neuem mit Liebkosungen und Küssen überhäuft hatte. Vorher zog er noch eine prächtige mit Diamanten besetzte Uhr aus der Tasche: „Hier, mein Sohn," sagte er, „mein

„theurer Alexis, nimm das als ein Andenken
„unserer ersten Zusammenkunft“ . . .

Bester Vater, Sie beschämen mich durch Ihre Güte . . . das ist zu prächtig, und ich habe schon . . .

„Behalte Sie, und denke an mich, wenn
„es zehn schlägt . . .

Was meynen Sie?

„Zittre vor dem Gedanken, einst die Auf-
„lösung dieses Räthsels zu bekommen“ . . .

Mit diesen Worten entfernte er sich, und ließ uns in doppeltem Erstaunen über diesen neuen Zug. Ueber zwanzig Minuten standen wir wie betäubt da und sahen einander stumm an. Endlich aber besiegte das Vergnügen, meinen Vater gefunden zu haben, alles übrige, und ich dachte an weiter nichts, als ihm meinen Gehorsam dadurch recht an den Tag zu legen, daß ich mit verdoppeltem Eifer, unter der Anweisung meines lieben Dumont, studirte. Glücklicher Weise war Vincent bey diesem Auftritt nicht zugegen gewesen. Wir beschlossen, ihm kein Wort zu sagen, damit nicht etwa die Neugierde ihn zu vorwitzigen Versuchen verleitete, die wir, bey dem heftigsten Verlangen nähere Nachricht zu haben, selbst nicht zu

wagen willens waren. Im Gegentheil waren wir entschlossen, die Befehle meines Vaters auf das pünktlichste zu befolgen, und ihm dadurch unsern Gehorsam und unsere Delikatesse zu beweisen.

Herr Dumont hatte Recht gehabt, mir zu versichern, daß ich meinem Vater auf eine ungewöhnliche Art gleiche. In der That war ich gleichsam die Copie von ihm, und wie ich die Bilder der vergangenen Zeit in mir auffrischte, so erinnerte ich mich sehr wohl, daß ich ihn oft neben mir gesehen hatte, wenn ich mit Madam Delys in die Kirche ging. Da wir in unserm Stande in der Kapelle des Irrhauses nicht allein waren, so hatte ich keine Acht auf ihn, ob er gleich wahrscheinlich blos deshalb hinkam, um mich zu sehn. Madam Delys kannte ihn nicht, oder stellte sich wenigstens so, denn nie hab' ich sie mit ihm sprechen sehn.

Der Einfall, den er gehabt hatte, mit einer Maske in mein Zimmer zu kommen, war nicht sehr geschickt, mir allen Argwohn zu benehmen; denn gesetzt, der Auftritt hätte nicht die Wendung genommen, die ich Ihnen er-

zählt habe, so würde ich ihn natürlicher Weise gefragt haben: warum er sich so vor meinen Blicken verhülle? Wahrscheinlich würde er in diesem Fall um eine Antwort sehr verlegen gewesen seyn. Allein wer denkt in der Bestürzung an Alles?

Sechstes Kapitel.

Die Repetiruhr.

Die kostbare Uhr, die mir mein Vater zum Geschenk gemacht hatte, war so schön und etwas so Neues für mich, daß ich fast den ganzen Tag zubrachte, sie zu betrachten und repetiren zu lassen. Herr Dumont, der mich mit diesem Kinderspiel aufzog, konnte sich nicht enthalten, die Größe und das schöne Wasser der Diamanten, womit sie besetzt war, zu bewundern. Alles das bestärkte uns immer mehr in dem Gedanken, daß mein Vater ein sehr vornehmer Herr seyn müsse. Wir nahmen die Gehäuse ab, das Werk selbst zu betrachten, und waren sehr überrascht, als wir auf der obern Platte die Worte fanden: Ein Geschenk der Liebe. A. 1730. Was aber unsere Verwunderung noch um vieles vergrößerte, war der Umstand, daß diese Worte sorgfältig ausradirt zu seyn schienen, so daß es viel Mühe kostete, sie zu errathen. Ich begriff Anfangs von der ganzen Sache nichts,

Herr Dumont hingegen zog aus diesen Umständen sehr wahrscheinliche Folgerungen, die sich Ihnen von selbst darbieten werden, wenn Sie einen Augenblick darüber nachdenken wollen.

Wie ich den Abend die Uhr aufziehen wollte, sah ich, daß es eben Zehn sey, und sogleich fielen mir die Worte meines Vaters ein: Denke an mich, wenn es Zehn schlägt! Ein kalter Schweiß brach über meinen ganzen Leib aus, das Herz war mir beklommen, und ich sank, die Augen naß von Thränen, auf mein Bette, weil ich mich nicht mehr auf den Füßen halten konnte. Des Nachts verfolgten mich ängstliche Träume: ich sah meinen Vater, mit Wunden bedeckt, seufzen, mir die Arme entgegen strecken u. s. w. Alle diese Schreckbilder, die aus dem Wahn entstanden, mit dem ich mich niedergelegt hatte, daß ihm ein Unglück begegnen würde, verschwanden mit meinem Erwachen. Ich erzählte meine Abentheuer im Traume meinem Dumont, der mich über meine Zaghaftigkeit aufzog, und mich gänzlich von meiner Furcht heilte. So oft ich indeß den Abend auf meine Uhr sah, und der Zeiger in der Nähe

von Zehn war, so wandelte mich wider meinen Willen ein Schauder an, den ich nicht vertreiben, und den ich mir nicht erklären konnte. Und wirklich hatten diese geheimnißvollen Worte meines Vaters eine Bedeutung. Der Nachdruck, den er auf sie legte, der Ton, mit denen er sie aussprach, alles bewieß es; nie aber ist mir der Sinn derselben ganz klar worden, und noch weiß ich ihn nicht. Vielleicht erfahre ich in der Zukunft einmal, wenn es mir glückt, den Knäul meiner Abentheuer aufzuwirren, was sie zu bedeuten haben, und was für ein Unglück sie mich fürchten hießen.

Den Wünschen gemäß, die mein Vater geäußert hatte, nahm ich den folgenden Tag Zeichen-, Musik- und Tanzmeister an, und legte mich, ich darf sagen, nicht ohne glücklichen Erfolg, auf diese Künste.

Drey Monate waren verflossen, als mein Vater seinen Besuch erneuerte. Welch ein Freudenrausch bemeisterte sich meiner Sinnen, als Dumont mir ihn ankündigte. Ich flog ihm entgegen und drückte ihn in meine Arme. Er umarmte mich zärtlich, nannte mich seinen kleinen lieben Alexis, ließ mich sodann die Lektionen, die ich in seiner

Abwesenheit genommen hatte, wiederholen, und schien über die Fortschritte, die ich gemacht, sehr vergnügt. Oft rief er aus: „er wird seiner Mutter nacharten; er wird alle Talente besitzen“ .. Ich respektirte sein Geheimniß, ich hütete mich, Fragen an ihn zu thun, die ihm unangenehm hätten seyn können, und freute mich desto mehr, da ich sah, daß er mich der Sorge, die er auf meine Erziehung verwandte, würdig hielt.

Herrn Dumont händigte er abermals funfzig Louid'or ein, und band ihm ein, mir Vergnügungen zu verschaffen, Schauspiele, u. d. gl., mich die Welt ein wenig sehen zu lassen, und vor allen Dingen das Geheimniß meiner Geburt gegen Niemand mit einer Sylbe zu erwähnen. Ueberdieß hatte er die Güte, mir verschiedene kostbare und nützliche Geschenke zu machen, wofür ich ihm den aufrichtigsten Dank bezeigte. Er verließ mich, und da ich nach der Uhr sah, um ihn zu versichern, daß es noch nicht spät sey, und ihn zu bewegen, daß er noch eine Weile da bliebe, faßte er mich bey der Hand, und sagte mir abermals mit dem gerührtesten Ton von der Welt: „Mein lieber Sohn,

„du kannst nicht genug an mich denken, wenn „es Zehn schlägt“ ⸗ ⸗

Nein, dießmal vermochte ich nicht, meine Neugierde zu zähmen, und ich erkühnte mich, diese Frage an ihn zu thun: „Was widerfährt Ihnen denn um diese Stunde, mein Vater?“

„Ich arbeite für dich, mein Alexis, und „... für ⸗ ⸗ ⸗ Gott! was hätt' ich bald gesagt? Mein Sohn, was hab' ich dich gebeten? Dieß sey deine letzte Frage dieser „Art, ich bitte dich noch einmal“ . .

Ich bat ihn wegen meiner Unvorsichtigkeit tausendmal um Verzeihung, und der gute Vater verzieh mir bald, drückte mich an sein Herz, und versprach, nach drey Monaten wiederzukommen.

Welch ein außerordentlicher Mann! Gewiß, meine edeln Freunde, sind Sie über ein so ungewöhnliches Benehmen nicht weniger erstaunt, als wir es waren. Allein nach dem, was vorgefallen war, blieb uns nichts übrig, als zu schweigen und die Befriedigung unsrer Neugierde von der Zukunft zu erwarten. Ueberdieß hatten wir alle Ursache, mit dem Glück zufrieden zu seyn, meinen Vater

zu sehen und einigemal im Jahre die thätigsten Beweise seiner Sorgfalt und Zärtlichkeit zu erhalten.

So verflossen fünf Jahre, in denen ich schnell aus niedern in höhere Klassen rückte, und auch in den Leibesübungen, die ich trieb, nicht schlechte Fortschritte machte. Richtig alle drey Monate kam mein Vater ins Collegium, und brachte uns jederzeit Geld und Geschenke mit. Da er selbst sehr viele Kenntnisse besaß, so hatte er oft die Güte, mir über die Wissenschaften, mit denen ich mich beschäftigte, Fragen vorzulegen, und schien immer äußerst zufrieden mit meinen Antworten. Er sagte sodann meinem guten Lehrer viel Verbindliches und bat ihn, ferner gleichen Fleiß auf mich zu wenden. Dabey vergaß er nicht, ihn jedesmal zu erinnern, daß er mir Zeitvertreib verschaffen und mich ein wenig mit der Welt bekannt machen möchte. „Ich finde,“ sagte er, „daß er viel Hang zum Mißmuth und Tiefsinn, ein linkisches Wesen und gar keine Weltmanieren hat. Mein Hofmeister versprach ihm alles, und hielt nichts. Vergnügungen, Gesellschaft, Lustparthien, das alles stritt so sehr mit seinem Charakter, daß

er sich nie entschließen konnte, den mindesten Schritt darnach zu thun. Ich werde Ihnen nun bald die Geschichte meines Eintritts in die Welt erzählen; vorher aber muß ich doch ein Wort von einer sonderbaren Prophezeihung sagen, an die ich nicht glaube, die mich aber gleichwohl in großes Erstaunen setzen würde, wenn sie einträfe.

Mein Vater hatte mir so oft gesagt, ich solle an ihn denken, wenn es Zehn schlüge, daß ich mich eines Tages entschloß, einen Umstand zu benutzen, der mir vielleicht die Auflösung dieses Räthsels verschaffen könnte.

An der Thüre des Collegiums stand gewöhnlich ein Bettler von ohngefähr vierzig Jahren, ganz abgerissen, aber von einnehmender Gesichtsbildung, der durchgehends für einen Hexenmeister galt. Alle Schüler hatten sich von ihm wahrsagen lassen, und waren ganz erstaunt über seine Kunst, das Vergangene zu errathen und das Zukünftige voraus zu sagen. Der Prinzipal hatte ihn zwanzigmal fortgehen heißen, allein gelockt von den Geschenken, die er von den Neugierigen erhielt, war er immer wieder gekommen. Eines Tages, als Herr Dumont mit ein paar

Professoren im Hof spatzieren ging, benutzte ich den Augenblick, und ließ den Bettler zu mir auf die Stube kommen. Das Gitter der großen Thüre war offen, der Pförtner, der eben sonst womit beschäftigt war, hatte ihn nicht hereinkommen sehen; kurz alles begünstigte meinen Plan. Ich wär in Verzweiflung gewesen, wenn mein Lehrer und Freund den Menschen hätte heraufkommen sehen: er hätte mich grausam aufgezogen, und ich hätte nichts erfahren.

Wie er auf der Stube war, schloß ich die Thüre ab und fing an ihn zu fragen: Wo bist du her?

„Von Bourg-en-Breße" —

Was war dein Handwerk?

„Ein sehr gefährliches und undankbares, „das Soldatenhandwerk."

Du hast gedient? —

„Und mit Ehre, gnädiger Herr; ich „habe mehr als acht Wunden, die es Ihnen „bezeugen können."

Und du mußt dein Brod vor den Thüren suchen?

„Nicht der bereichert sich, der den Staat „vertheidigt, sondern der, welcher ihn unter„drückt" - -

Da hast du wohl recht : :

„Sehen Sie, die Geringen haben die „großen Arbeiten und keinen Gewinn, die „Großen hingegen kleine Mühe und großen „Lohn“ : :

Du hast Witz und Verstand.

„Witz ist eine Gabe der Natur, und „Verstand die Frucht der Erfahrung“ : :

Du bezauberst mich! Doch sage mir nun auch, wie bist du zu der Kunst zu Wahrsagen gekommen?

„In Garnisonen beschäftigt man sich mit „solchen Sachen; man ist mit Leuten zusam„men, die alle Länder, alle Völker der Erde „gesehen haben, und einer lernt immer vom „andern“ . . .

Recht gut; nun höre mich einmal an. Eine Person, die mir lieb ist, sagte zu mir, indem sie mir diese Uhr gab, und wiederholte hernach in der Folge öfters: „Denk an mich, wenn es Zehn schlägt!“ Kannst du mir sagen, was sie um diese Stunde macht . .

„Warum nicht, gnädiger Herr; geben „Sie mir nur die Uhr“ . . .

Ich vertraute sie ihm. Und nun fing er an nachzusinnen, zu schreiben, zu rechnen; dann sagte er ohngefähr nach Verlauf einer Stunde mit einem Prophetenton, der mich in jeder andern Gelegenheit zum Lachen gereitzt haben würde: „Diese Uhr hat Ihnen „ein Mann gegeben, der sie selbst von einem „Frauenzimmer erhalten hat, und dieser „Mann wird alle Abend um zehn Uhr in ein „Gefängniß eingesperrt, aus dem er nicht „eher als den folgenden Morgen heraus„kömmt“ ; ; ;

So wenig ich den Künsten solcher Wahrsager traute, so war mir's doch unmöglich, bey diesen fürchterlichen Worten nicht zu zittern. Wenig fehlte, so hätte ich den Bettler gemißhandelt, so sehr entrüstete ich mich über diesen Ausspruch, der so wenig mit meinen Wünschen übereinstimmte.

Indeß mäßigte ich mich doch, und bat ihn um die Gefälligkeit, mir zu erklären: wie er dieß habe errathen können? Das war ihm eben recht, daß er Gelegenheit fand, seine Kenntnisse zur Schau zu legen, und er gab mir ohngefähr in folgenden Worten die verlangte Auskunft:

„Alles ist kabbalistisch für uns: eine Uhr, eine Brieftasche, ein Ring, alles hat Zeichen, die sich immer gleich bleiben, die wir aber gleichwohl nach den Umständen verschieden auszudeuten wissen. Die Uhr ist das Sinnbild des Lebens. Ein Uhr ist der Augenblick der Geburt, und bedeutet immer Blindheit, Schmerzen, Freude mit Leid vermischt, Unempfindlichkeit, Unbeständigkeit u. s. w.

Zwey Uhr bezeichnet ein Alter von sechs Jahren, und zugleich Sorglosigkeit, Leichtsinn, Eigensinn, Verachtung der Großen, Vergessenheit der Sorgen und Zufriedenheit . .

Drey Uhr bezieht sich auf das Alter von neun Jahren, und bedeutet Nachdenken, Sorgen, Thränen, Unruhe, Arbeit rc.

So könnte ich Ihnen die Bedeutung aller Stunden, einer nach der andern, erklären; doch ich will bey dem Zeichen von Zehn Uhr stehen bleiben, das dem Alter von dreyundsechszig Jahren entspricht, und Schwere, Eis, Gewölbe, Fesseln andeutet.

Nun hat aber jede Stunde eine andere, die ihr zum Contrast dient. Zehn Uhr ist sechs Uhr entgegengesetzt, die das Alter von achtzehn Jahren andeutet; ein Alter, wo man

die Fesseln der Kindheit abwirft, wo die Leidenschaften ihre Dämme zerreißen und mit Ungestüm entschlüpfen. Dieß bedeutet Durchbruch, Befreyung, vorübergehendes Glück, großes aber kurzes Vergnügen, das von Gewissensbissen vergiftet, oder von der Furcht vor der Zukunft gestört wird.

Aus dieser Erklärung sehen Sie, daß Sie, wenn Sie mein Geheimniß gehabt hätten, das Räthsel eben so gut aufgelößt haben würden. Theilen Sie jede Stunde in drey Jahre bis Mitternacht, die das Ziel des Todes ist, bringen Sie dieselben mit der moralischen Situation jeder Epoche des Lebens in Beziehung, und Sie können alles errathen. Ihr Mann ist um zehn Uhr in Betrübniß, das heißt, er ist gezwungen, gebunden, gefangen, und so wie jede Situation ihre Gränze hat, so hat jede Stunde ihren Contrast: folglich kommt er Morgens sechs Uhr aus seinem Gefängniß heraus. Das ist ganz klar."

Ich konnte mich nicht enthalten, über das abentheuerliche Geschwätz des Bettlers zu lachen, der es jedoch sehr übel zu empfinden schien, daß ich mich über ihn lustig machte, und mir mit sichtbarem Verdruß noch eine

andere Probe seines Talents zu geben suchte. Er machte einige Grimassen, untersuchte meine Hände, meine Augen und Mienen, und sagte endlich, ich würde einst sehr reich, sehr mächtig und sehr glücklich werden, eine schöne Frau heirathen, in die ich lange verliebt gewesen wäre, doch vorher würde ich viel sonderbare und traurige Schicksale erleben.

Gut, mein Freund, sagte ich; ich nehme die Vorbedeutung an. Geh, wenn ich einmal glücklich werde, so sollst du's auch seyn : :

„Sie bilden sich ein zu scherzen," fuhr der Wahrsager fort; „aber verlassen Sie sich „darauf, höre ich einst, daß meine Prophezeihung in Erfüllung gegangen ist, so werden „Sie mich an Ihrer Thüre sehn."

Ich schickte ihn lachend fort, und höhnte mich selbst über meine kindische Neugierde.

Siebentes Kapitel.

Empfindsame Spatziergänge.

Indeß wurde ich immer größer, und nahm täglich an Kenntnissen zu. Doch, wozu dienten sie mir? Musik, die ich ziemlich verstand, weit entfernt, die Reize für mich zu haben, die sie für die ganze Welt sonst hat, machte mir Langeweile und war mir höchst unschmackhaft. Ich hatte nie Gelegenheit, Gebrauch davon zu machen, ich besuchte kein Conzert, kein Schauspiel, und sah mich genöthigt ein paar Arietten, die Herr Dumont mir aussuchte und kaufte, allein zu spielen und zu singen.

Er malte mir die Gesellschaft mit so verhaßten Farben, daß ich weit entfernt war, ihn zu bitten mich in sie einzuführen. Unser einziges Vergnügen bestand also, wie ich schon gesagt habe, in ländlichen Spatziergängen. Wir zogen immer einigen Vortheil aus diesen kleinen Wanderungen; denn wir untersuchten alles, nichts war uns gleichgültig, und der

gewöhnlichste Vorfall ward einer viertel- und halbstündigen Prüfung unterworfen.

Eines Tages kamen wir von den kleinen Gängen von Belleville zurück, wie sie mein Dumont nannte, und gingen queer über das Feld, um auf die Straße la Raquette in der Vorstadt St. Antoine zu kommen, (denn oft wählten wir den längsten Weg, wenn wir noch keine Lust hatten nach Hause zu gehen,) die Sonne ging eben unter, und die Mondscheibe nahm ihr das süße Geschäft ab, die Welt zu erleuchten. Ein junger Mensch, der hinter einer Hecke, etwas von unserm Wege entfernt, saß, erregte unsere Aufmerksamkeit. Er seufzte tief und sprach einzelne Worte, die wir jedoch nicht verstehn konnten, mit dem Ton der Verzweiflung aus. Desto deutlicher bemerkten wir in seinen Händen eine Pistole, die er sehr eifrig ladete und verschiedenemale vor die Stirn hielt. Anfangs waren wir für uns besorgt, bald aber wurden wir überzeugt, daß der Unbekannte, blos mit seinem Vorhaben beschäftigt, uns nicht sah, und da er überdieß sehr wohl gekleidet, und von der heftigsten Verzweiflung gemartert zu werden schien, so verschwand unser Schrecken, und machte dem

Mitleid Platz. Wir näherten uns leise der Hecke, und vernahmen deutlich folgende Worte, die er mit einem erstickten und von Seufzern unterbrochenen Ton der Stimme aussprach: „Wohlan denn! . . dieser Augen„blick endige meine Leiden . . . Ich habe „alles verloren . . der Tod ist nichts als ein „Schlaf . . ich will schlafen und nicht mehr „leiden" . . .

Diese Ausdrücke erregten Dumonts Unwillen. Er sah deutlich, daß der Unbekannte ein Materialist war, und er verabscheute diese verruchte Sekte. Doch Mitleid, und der Wunsch ihn auf vernünftigere Gedanken zu bringen, siegten endlich in seinem edelmüthigen Herzen; er entschloß sich ihn anzureden, ihn aus seinem Irrthume zu reißen und ihm das Leben zu retten. „Ah, mein Herr, was „wollen Sie thun?" rief er, und ging ihm entgegen „Ist es möglich, daß Sie eine so „niedrige Vorstellung von sich selbst und dem „Wesen hegen, dem Sie Ihr Daseyn ver„danken?" . . .

Der Fremde, von der plötzlichen Erscheinung eines Geistlichen und eines jungen Menschen überrascht, stand betroffen da; doch faßte

er sich bald, und antwortete meinem Lehrer: „Was interessirt Sie meine Denkungsart, „mein Herr? Sind Sie gehalten für mich „zu stehen? Ueberdieß habe ich keine Zeit, „mit Ihnen zu disputiren; ich muß mir das „Leben nehmen, ich muß“ . .

„Was nöthigt Sie dazu?“

„Alles! Unglück und Mangel an Reßourcen“ . . .

„In Ihrem Alter! Und Sie verzweifeln „ganz an der göttlichen Vorsicht“ . . .

„Schöne Worte“ . . .

„Nein! wer ihr vertraut, der wird nie „getäuscht! Doch was verleitet Sie zu einer „Handlung, die eines braven, muthigen Mannes so unwürdig ist . . . Mangel scheint es „nicht zu seyn: Ihr äußeres“ . . .

„Ich sage Ihnen, Alles, Alles“ . . .

„O Himmel, wär' es wahr, ich könnte . . „Junger Mann, beruhigen Sie sich, öffnen „Sie mir Ihr Herz: mein Stand bürgt für „meine Rechtschaffenheit und Verschwiegenheit. Setzen Sie sich, reden Sie, vertrauen „Sie mir Ihr Unglück“ . .

„Und was würde mir's nutzen?“

„Vielleicht kann ich Ihnen nützlich seyn.
„Hören Sie mich an. Sie sind unglücklich,
„und ich war es. Das Kind, das Sie hier
„sehen, mein Zögling, ist es auch, und viel-
„leicht mehr als Sie. Kommen Sie, mein
„Lieber; geben Sie mir diese Pistole, neh-
„men Sie meine Hand, setzen Sie sich
„mit Ihren beiden Freunden auf diese kleine
„Anhöhe. Ich nehme Theil an Ihrem
„Schicksale: lassen Sie diese Thräne den be-
„sten Beweis davon seyn. O Gott! wie
„glücklich würde ich mich dünken, wenn ich
„im Stande wäre . . Nicht wahr, Sie ge-
„ben mir dieß tödtliche Gewehr . . . Hinweg
„mit dir, höllisches Werkzeug, das uns der
„Himmel in seinem Zorn gab . . Armer,
„junger Mann, Sie werden leben bleiben,
„ich fühle mich vor Freude nicht" – –

Dumont warf die Pistole, die ihm der Unbekannte zugestellt hatte, so weit er konnte von sich, und beide, einander an der Hand gefaßt, setzten sich am Wege auf einen kleinen Rasenhügel. Ich folgte ihnen zitternd. Ich fand das Betragen meines Lehrers bey diesem Vorfall sehr unvorsichtig und, so wie ich sein Mißtrauen kannte, ganz unerklärbar. Sein wohl-

wohlwollendes Herz allein konnte mir's verzeihlich finden lassen.

Der Ungenannte erzählte uns hierauf eine Menge Unglücksfälle, die ich nicht wiederholen will, und die ich auch zum Theil vergessen habe. Das Resultat von allem aber war, daß er Sekretär bey dem Grafen d'Ezeville gewesen, durch die Verrätherey eines Freundes aber mit Schimpf und Schande hinweggejagt worden, so daß er ohne Stelle, ohne Geld, ohne Freunde, Aussicht und alles wäre . . .

Die Erzählung rührte meinen Freund und Lehrer sehr; er beklagte den Unglücklichen, tröstete ihn, bot ihm seine Dienste an, zog den Beutel, und gab ihm einen Louisd'or. Der Fremde dankt ihm mit Enthusiasmus; seine Dankbarkeit erwärmt mich nun auch für ihn, ich greife in die Tasche und ziehe gleichfalls meine Börse . . aber, o Schande für die Menschheit! beym Anblick des Goldes, das wir ihm zeigen, erblaßt der Verräther, sieht uns steif an, und sagt mit dem härtesten und gebieterischsten Tone: „Und weiter nichts wollen Sie geben, als diese Armseligkeit?“ .. Und was . . . „Sie haben da überflüßig

„Geld“ . . . Was für eine Sprache! . . . „Kurz und gut, ich brauch' es Alles“ . . . O Himmel, Elender! . . „Ja, das bin ich, „und im Stande . . gebt mir auf der Stelle „Alles, was Ihr habt, oder Ihr seyd des „Todes“ . .

Vor Ueberraschung, Schrecken und Unwille standen wir erstarrt wie Bildsäulen. Wir standen auf und sahen uns um, ob wir nicht irgend jemand erblickten, den wir um Hülfe rufen könnten. Allein die Nacht war schon eingebrochen, der Ort entlegen, wir hatten keine Waffen, und der Bösewicht ließ im Mondenschein eine zweyte Pistole blinken, die er wahrscheinlich zu sich gesteckt hatte, seiner Sache desto gewisser zu seyn. Sie können sich unsere Lage denken . .

Nachdem wir ihn mit Vorwürfen überhäuft hatten, beschlossen wir ihm alles Geld, das wir bey uns hatten, zu geben. Allein damit war der Niederträchtige nicht zufrieden. Er sah unsere Uhrketten schimmern, und verlangte, daß wir ihm auch unsere Uhren und Tabatieren ausliefern sollten. Meine Uhr war mir zu theuer, als daß ich mich hätte entschliessen können, sie herzugeben. Wuth be-

mächtigte sich meiner Sinnen, ich zog mein Messer und sprang ein paar Schritte zurück. Verräther! schrie ich, eh du diese Kostbarkeit bekömmst, mußt du mir erst das Leben rauben. Dumont, von meinem Beyspiele angefeuert, fiel dem Schurken in die Arme, und es glückte ihm, die Pistole aus den Händen des Räubers zu winden.

Ich weiß nicht, wie dieser Auftritt abgelaufen seyn würde, wenn uns nicht der Himmel in dieser Noth eine ganz unerwartete Hülfe geschickt hätte. Die Peitsche eines Fuhrmanns und das ferne Geräusch eines Wagens drangen plötzlich in unsre Ohren. In demselben Augenblicke, wo die Hoffnung in unsre Herzen zurückkehrte, bemächtigten sich Ohnmacht und Schrecken unsers Feindes. Wir sahen ihn über die Ebene fliehen, und uns aus einer dringenden Gefahr und der schrecklichen Nothwendigkeit befreyt, zu morden oder uns morden zu lassen.

Lange standen wir unbeweglich da und sahen einander an, ohne daß wir ein Wort vorbringen konnten. Noch waren wir in dieser Lage, als der Fuhrmann, den wir aus der Ferne gehört hatten, neben uns vorbeyfuhr.

Der Mann betrachtete uns genau, er erschrack beym Anblick der Pistole, die Dumont noch in der Hand hatte. Er blieb stehen und fragte zitternd: was wir hier vorhätten? „Ach, mein Freund!“ rief mein Lehrer, „wir sind Euch das Leben schuldig. Ein Bö-„sewicht fiel uns an, ich hatte Kraft, ihm „seine Pistole zu entreißen, und er floh, wie „er Euch kommen hörte.“

„Ist das auch wahr?“ : :

„Was berechtigt Euch, Mistrauen in „meine Worte zu setzen?“

„Wollen Sie mir die Pistole geben?“

„Warum nicht, da ist sie.“ — —

Der Fuhrmann wollte die Pistole in die Luft abdrücken; allein sein Erstaunen stieg so hoch als das unsrige, da er sah, daß sie nicht geladen war. Wir erzählten ihm nunmehr unser verdrüßliches Abentheuer, und baten ihn, er möchte uns unter seinem Schutze bis an das Thor St. Antoine gehen lassen. Diese Bitte ward uns mit der größten Freundlichkeit gewährt, und wir gingen mit ihm, noch nicht ganz von einem Rest von Furcht befreyt. Die Verrätherey des Unbekannten hatte einen solchen Eindrück auf uns gemacht, daß wir

alle Augenblicke uns einmal umsahen, und ihn auf unsern Fersen zu finden besorgten.

Wie wir ans Thor St. Antoine kamen, konnten wir unserm Begleiter keine Belohnung geben, so gern wir es gethan hätten, denn wir hatten auch keinen Pfennig mehr bey uns. Herr Dumont gab ihm also unsre Addresse, und bat ihn, er möchte den folgenden Morgen zu uns kommen; allein war's Schaam oder Uneigennutz, er fand sich auf unsre Einladung nicht ein, und wir hörten nachher nichts wieder von ihm.

„Sehn Sie," sagte mein Hofmeister zu mir, als wir nach Hause kamen, „welche Lehre, welche traurige Lehre! So sind die Menschen! So sind diese Verräther, diese Undankbaren; in dem Augenblicke, da wir ihnen die hülfreiche Hand reichen, stoßen Sie uns den Dolch in die Brust. Seyn Sie nur menschenfreundlich, empfindsam, großmüthig : : Sie sehen, wie sie Ihre Wohlthaten belohnen!"

Aber, mein bester Lehrer, sind sie auch alle so?

„Alle, lieber Freund. Sie setzen Ihnen zwar nicht alle die Pistole auf die Brust,

wie es der Niederträchtige uns that; allein sie reden Böses, sie verläumden, sie schwärzen Sie heimlich an, und erinnern sich der Wohlthaten nicht eher wieder, als wenn sie dieselben erneuert haben wollen. Liebes Kind, es giebt der Arten von Undankbarkeit so viel! Einer erwürgt dich ohne Erbarmen, der andere schlägt dich moralisch todt. Der eine hat keinen Charakter, keine Energie, folglich auch kein Gefühl von Dankbarkeit; der andere ist ganz Feuer, ganz Eifer, ganz Herz, damit aber sind unvermeidlich starke Leidenschaften verbunden, und diese Leidenschaften lösen die Bande, die ihn mit seinem Wohlthäter vereinigen.

Andere lieben aufrichtig, und sind uns von Herzen zugethan; allein wenn sie mit unsern Freunden *für* uns sind, so sind sie mit unsern Feinden *gegen* uns. Man bringe sie mit den letzten zusammen; anfangs wird die Freundschaft sie bewegen, unsere Vertheidigung zu führen, nach und nach aber erkaltet ihr Eifer, und am Ende stimmen sie jenen in Allem bey.

Keinen andern Lohn darf man für Wohlthaten und Gefälligkeiten erwarten. Gleich-

wohl darf der edelmüthige Mann sich dadurch nicht abschrecken lassen, weil er nichts als Undankbare findet. Ich räume dieß ein, allein er wird so oft betrogen, daß eine große Tugend erfordert wird, auszuharren und auf seiner Huth zu seyn. So hätte ich zum Beyspiel dem Bösewicht, der uns so grausam hintergangen hat, nicht so leicht trauen sollen. Die ersten Worte, die ich aus seinem Munde hörte, waren gottlos. Da ich sah, daß er keine Religion hatte, so hätte ich gleich denken sollen, daß er auch aller tugendhaften Gesinnungen unfähig seyn müsse. *) Wiewohl die Pistole, mit der er uns drohte, war nicht geladen; er wußte das ohne Zweifel. Wir müssen also glauben, daß der Anblick unsers

*) Man muß nicht vergessen, daß dieß einem katholischen Geistlichen in den Mund gelegt ist. Der Verfasser, der sich an mehrern Stellen als ein helldenkender philosophischer Kopf zeigt, denkt gewiß nicht so. Der entschlossene Läugner der Unsterblichkeit und Gottheit befindet sich allerdings tief im Irrthum, und es mag ihm ungleich schwerer fallen, sich auf dem Wege der Tugend zu erhalten; allein, daß ein solcher Mensch „aller tu-

Goldes ihn zur gänzlichen Vergessenheit der Tugend hinriß.

Eine neue traurige Wirkung niedriger und schmutziger Leidenschaften, die in einem verworfenen und gefühllosen Herzen entstehen" : : :

Aber, bester Herr Dumont, kann nicht die äußerste Noth bisweilen . . .

„Aeußerste Noth, nein, mein Lieber, niemals . . . Der rechtschaffene Mann duldet, seufzt und begnügt sich mit den Wohlthaten, die ihm aus der Hand der Menschlichkeit und Großmuth zufließen. Aber leider ist die Anzahl solcher Menschen fast unmerklich klein. Sey einer noch so reich, und verbreite seine Wohlthaten unter alle Dürftigen, die ihn umgeben, sie werden nie zufrieden seyn. Er müßte sich zu ihrem Vortheil selbst zu Grunde

gendhaften Gesinnungen unfähig seyn müsse," ist eine ganz willkührliche Voraussetzung, die sich durch nichts erweisen läßt. Moralische Triebfedern gut zu handeln behält er immer, so lange er Vernunft behält, und sie nicht verläugnet; denn eine Moral giebt es freylich nicht ohne Vernunft, aber doch auch ohne Religion.

Anm. d. Uebers.

richten, oder sie in gleichen Wohlstand setzen. Habsucht, Geiz, Ehrgeiz quälen sie, und nur neue, mit verschwenderischer Hand, zum eignen Nachtheil ausgetheilte Wohlthaten können sie befriedigen. Und zwar müssen diese Wohlthaten ganz uneigennützig seyn; denn wer auf Dank rechnet, verrechnet sich sehr." *)

*) Allerdings hätte ich diese ganz trostlose und gefährliche Moral, die Dumont hier seinem Zögling giebt, unterdrücken können; allein nachdem ich die ganze Handschrift gelesen habe, so finde ich, daß die Stelle nicht wegfallen darf, weil ohne sie manches in dem Charakter des Helden der Geschichte dunkel und unvorbereitet scheinen würde. Ueberdieß beruht der moralische Zweck der Schrift mit hierauf, und wir werden in der Folge sehen, daß Alexis Ursache hatte, es zu bereuen, daß er diesen Lehren zu viel Glauben beygemessen, und daß es ihm Mühe genug kostete, eh er die Irrthümer ablegen konnte, in die ihn der Unterricht eines hypochondrischen, gallsüchtigen und menschenfeindlichen Lehrers gestürzt hatte.

Anmerk. d. Herausgebers.

So weise und durchdacht waren alle Lehren und Warnungen meines edlen Dumont. Auch fielen sie bey mir auf keinen unfruchtbaren Boden. Im Gegentheil, sie hatten die Wirkung, daß mein Entschluß immer fester ward, die Menschen zu fliehen, die ich als eben so viel Feinde betrachtete, von denen ich nichts als Ungerechtigkeit, Bosheit, Tücke und Verrath zu erwarten hätte. — — —

* * *

Hier brach Alexis seine Erzählung ab, um etwas Nahrung zu sich zu nehmen, deren die drey Reisenden sämmtlich sehr nöthig hatten. Klärchen brachte Gemüse, einige Früchte, ein wenig Milch, und so setzten sich alle vier zur frugalen Mahlzeit nieder, die der Appetit besser als alle Künste der Köche würzte.

Nach eingenommenem Mahl ersuchte Candor seinen jungen Gast, in seiner Geschichte fortzufahren, an der er, wie er versicherte, den wärmsten Antheil genommen habe. Jedes nahm seinen Platz wieder ein, und Alexis setzte seine Erzählung, die, wie

er voraus sagte, ihrem Ende nahe sey, mit so viel Anstand, so viel Wärme und Herzlichkeit fort, daß er die Leute, die ihn so edelmüthig aufgenommen hatten, vollends für sich einnahm. ——————

Achtes Kapitel.

Mein Eintritt in die Welt.

Herr Dumont ging mit einem Plane um, den er mir eines Tages mittheilte. Er war neugierig, den Menschen, der uns in der Ebene von Belleville ein solches Schrecken abgejagt hatte, näher kennen zu lernen. Sein Zweck dabey war, wie er sagte, die Lehren der Moral, die er mir gäbe, durch Beyspiele anschaulicher zu machen.

Der Unbekannte hatte uns in der Erzählung seiner Unglücksfälle unter andern auch vertraut, daß er Sekretär bey einem Grafen d'Ezeville gewesen sey. Nun traf es sich just, daß ein Sohn dieses Grafen eben in unserm Collegio erzogen ward, und der junge d'Ezeville war unter allen Schülern der einzige, mit dem ich eine Art von Freundschaft errichtet hatte. Ich bemerkte keine sehr hervorstechenden Eigenschaften an ihm, allein er schien mir doch weniger Fehler zu haben, als die andern. Da ich musikalisch war, so hatte

er mich oft gebeten, seinen Vater mit ihm zu besuchen, um seine Schwester zu hören, die, wie er versicherte, eine ganz vortreffliche Klavierspielerinn sey. Herr Dumont, der mich von allem Umgange entfernt halten wollte, hatte nie erlaubt, daß ich mich dieser Freyheit bedienen durfte; allein da jetzt seine Neugier, dem Abentheuer von Belleville näher auf den Grund zu kommen, ins Spiel gerieth, so entschloß er sich, den Bitten des jungen d'Ezeville nachzugeben, und wir versprachen meinem jungen Freunde, ihn den ersten freyen Tag zu seinem Vater zu begleiten. Gleich der nächste Donnerstag war frey. Ich nahm einige Musikalien zu mir, und so gingen wir alle drey, Herr Dumont, mein Freund und ich, nach der Wohnung des Grafen.

Es war ohngefähr vier Uhr, als wir hinkamen. Ein Bedienter meldete uns an, und führte uns in einen prächtigen Saal, wo wir Mühe hatten unter fünf bis sechs Damen und acht bis zehn Herren den Grafen und seine Gemahlinn herauszufinden. Der junge Chevalier stellte uns seinem Vater und seiner Mutter vor, und wir hatten alle Ursache, mit der Aufnahme, die wir fanden, zufrieden zu seyn.

Man war äußerst artig und zuvorkommend gegen uns. Da mein Freund mich als einen Freund der Musik eingeführt hatte, so äußerte Jeder sein Verlangen, mich zu hören. Ich sträubte mich lange, und ersuchte die Schwester meines Freundes, ein Mädchen von zehn Jahren, ihre Talente zuerst glänzen zu lassen. Sie schlug es aber ab, und die ganze Gesellschaft drang mit einem solchen Schein von Wahrheit in mich, daß ich mich ans Klavier setzte und ein Lied spielte und sang, das ich selbst sowohl verfertigt als komponirt hatte, und dessen Inhalt Beziehung auf meine Lage hatte.

Als ich fertig war, wurde ich von allen Seiten mit Complimenten überhäuft, von denen ich sicher nicht den zehnten Theil verdiente. Man bat mich um das Lied, ich versprach es, und nun setzte sich Mademoiselle d'Ezeville an das Klavier, und spielte mit einem höchst linkischen Anstande und ohne das mindeste Gefühl eine Sonate von meinem Lehrmeister, die mir in Ihrem Vortrag fast ganz unkenntlich worden war. Gleichwohl klatschte die ganze Gesellschaft lauten Beyfall, man schien ganz entzückt, und ergoß sich in

die übertriebensten Lobsprüche. Das kleine Ding nahm sie mit einer gleichgültigen, kalten Miene hin, die gewöhnlich eine Folge des gränzenlosesten Ehrgeizes und einer ungeheuern Vorstellung von seinem Werthe ist.

Man verließ nun das Instrument, setzte sich in einen Zirkel, und die Unterhaltung ward allgemein.

„Ist es lange," fragte ein gewisser Offizier mit einem platten und übermüthigen Gesicht, die Gräfinn d'Ezeville, „ist es lange, daß Sie den Chevalier d'A* nicht gesehn haben?"

„O ja wohl," versetzte diese. „Man erfährt nicht, wo er sich herumtreibt. Er verläßt alle seine Freunde; das ist garstig" : :

„Die Liebe raubt ihn der Freundschaft!" sagte eine Art von Präsident, der Ansprüche auf Witz zu machen schien : :

„Um Vergebung," fiel ein dicker Abbee ein, „er hat das Opermädchen wieder aufgegeben."

„Nichts weniger als das!" erwiederte eine alte ganz mit Diamanten besetzte Baronesse; „sie stehen noch auf dem besten Fuße. Heißt das nicht einen recht verdorbenen Ge-

schmack haben? Wenn er sich wenigstens an eine Frau von Stande attaschirt hätte."

„Unter uns," versetzte der Abbee, „er gehört gar nicht in die gute Gesellschaft" : :

„Man weiß es recht gut," fuhr der Offizier fort, „was für eine Bewandniß es" : :

„Wie verstehen Sie das?" fragte die Gräfinn.

„Wie, Madam?" antwortete der Abbee, „Sie wüßten nicht" : :

„Nein, in der That nicht. Was ist er denn?"

„Ein Bastard". —

„O Himmel!"

„Ganz gewiß. Er ist der Sohn des Grafen d'A* und einer Frau : : einer Frau, deren Namen man niemals hat erfahren können" : :

„Aber, Monsieur l'Abbé, wissen Sie das auch gewiß?

„Ganz gewiß. Er hat mir's selbst anvertraut."

„O mein Gott, das ist doch abscheulich! Wie ist er aber zu dem Titel eines Chevalier gekommen?"

„Ey

„Ey nu, was ist leichter angenommen, als ein solcher Titel?“

„Sie irren sich, Abbee,“ versetzte die Dame mit den Diamanten; „sein Vater hat ihn legitimirt“ ...

„Er sagt's“ —

„Nein, es ist wahr. Ich habe ihn einmal — ein halbes Jahr — sehr genau gekannt, und seinen Adelsbrief mehr als Einmal gesehen“ —

„Ha! heutzutage hat man so viel Adelsbriefe als man will.“

„Ich kann mich von meinem Erstaunen nicht erholen,“ fuhr Madam d' Ezeville fort; „der Chevalier ein Bastard! Aber so einem Menschen kann man nicht länger den Zutritt verstatten“ ..

„Gleichwohl ist er bey den Frauen sehr beliebt!“ versetzte die Wittwe ....

„Ja,“ fiel ihr Madam d'Ezeville mit einem boshaften Lächeln ins Wort, „bey den Frauen, wie's ihrer so viele giebt“ —

„Er wählt wenigstens, das ist ein Verdienst“ —

„So muß er vorzüglich Gefallen an häßlichen Weibern finden; denn ich habe noch

nicht gehört, daß er eine andere gehabt hätte" —

„O," sagte der Präsident mit einem bittern Lächeln, „er sorgt immer dafür, daß Plutus ihn für die Gebrechen der Natur entschädigen muß."

Ueber diesen platten Einfall brach die ganze Gesellschaft in ein lautes Gelächter aus. Die Baronesse allein lachte nicht; es kostete ihr Mühe, ihren Verdruß zu verbergen. Sie stand auf, machte eine Verbeugung gegen die Gesellschaft, umarmte die Gräfinn mit einer Miene von Herzlichkeit, und entfernte sich.

Da sie hinweg war, wendete sich die Mutter meines Freundes zu dem Abbee: „Wissen Sie wohl, Abbee, daß Sie ein boshafter, wenigstens ein sehr indiskreter Mensch sind? Es war Ihnen gewiß nicht unbekannt, daß die Baronesse den Chevalier lange geliebt hat" —

„Ich wußte es," sagte der Abbee, „und that es mit Fleiß, um sie damit zu quälen" —

„Das ist sehr christlich," versetzte der Offizier; „allein sie verdient die Züchtigung."

Nun begann die ganze Gesellschaft gemeinschaftlich eine spöttische Lobrede auf die

arme Baronesse. Der Abbee war der nächste, der nach ihr ging; die Medisance wandte sich nunmehr gegen ihn, und man spielte ihm so schlimm als möglich mit.

„Bey meiner Ehre,“ sagte der Offizier, „dieser Abbee ist ein sehr gefährlicher Mensch“ —

„Gefährlich?“ fiel die Gräfinn ein. „Nicht blos gefährlich, er ist eine wahre Pest der Gesellschaft. Er ist falsch, ein Verräther, ein Verläumder, kurz er hat alle mögliche Laster.“

Nun ging der Präsident, und dieser kam besser davon, als sonst einer; denn man machte sich nur über seine Ridicüls lustig. „Es ist eine gute Haut,“ sagte die Frau von Hause, „man möchte sich krank lachen über seine schönen Redensarten“ . . .

„Ach,“ sagte der Offizier, „sein ganzer Witz besteht aus Calembourgs; seine Artigkeiten sind ächter Phöbus, und seine ganze Person ist eine rhetorische Figur u. s. w.“

So ging eines nach dem andern. Der Offizier verließ das Schlachtfeld ganz zuletzt. Wie er fort war, wendete sich der Graf zu seiner Gemahlinn: „Meine liebe Freundinn, ich habe Sie schon so oft gebeten, diesem un-

leidlichen Pürschchen ihr Haus zu verbieten. Thut er wohl sonst etwas in der Welt, als daß er Langeweile macht und Langeweile hat."

„Was wollen Sie, Herr Graf? Jemand muß man doch haben! Soll ich mich lebendig begraben?"

„Ich kann den Menschen nicht ausstehn."

„Und doch ist er sehr liebenswürdig" . .

„Liebenswürdig? ein Spieler!"

„Recht wohl; er macht meine Parthie" . .

„Ein Geck, der von nichts schwatzen kann, als von seinen Liebeshändeln" . . .

„Mit mir spricht er niemals davon: ich hab' es ihm auf das strengste verboten" —

„Sie werden mich dahin bringen, daß ich ihn nicht mehr annehme" . .

„Aber, bedenken Sie nur, Herr Graf, daß ich ihn Ihnen nicht aufdringe; ich will ihn für mich" . .

„Sie scherzen" . .

„Wollen Sie mich geniren?"

„Aber, Madam, eh ich meinen Taugenichts von Sekretär fortschickte, konnten Sie ihn ja gar nicht leiden . .

„Ja, ja, auch das ist ein abscheulicher Zug von Ihnen! Den armen jungen Menschen

fortschicken, bey dem Sie von Jugend auf Vaterstatt vertreten hatten" . .

„Er hat meine Wohlthaten schön vergolten."

„Ich habe nie Ursache gehabt, über ihn zu klagen."

„Das glaub' ich, Madam" . .

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Genug! Sie verstehen mich vollkommen" . .

„O ja, Sie sind sehr verständlich, und so fein" —

„Ich will's Ihnen beweisen, Madam. Ein elender Mensch, der mich bestahl"

„Er? Sie bestohlen? Nein, so was war er nicht fähig."

„Ein Mensch ohne Gefühl, ohne Religion" . . .

„O Herr Graf, es ist sehr lustig, Sie von Religion sprechen zu hören."

„Ein Mensch ohne Grundsätze ist Alles fähig."

„Und doch haben Sie ihn erzogen!"

„Und Sie haben ihm vollends die Bildung gegeben; Sie, Madam!"

„Nachdem Sie ihm vorher herrlichen Unterricht in Intriguen gegeben“ —

„Ich?“

„Ja, Sie! Von wem hab' ich Ihr Verständniß mit der kleinen Rosalie anders erfahren, als von ihm?“

„Frau Gräfinn!“ —

„Herr Graf!“

Der Streit zwischen Mann und Frau wäre, glaub' ich, noch weit heftiger worden, wenn wir uns nicht mit den beiden Kindern vereinigt hätten, diesen Zwist beyzulegen, der ernstliche Folgen hätte haben können. Da sie ein wenig ruhiger worden waren, so schienen sie sich zu schämen, daß sie vor Fremden sich so weit vergessen hatten. Die gute Laune war indeß bald wieder hergestellt, und wir mußten versprechen, künftig recht oft wiederzukommen und, wie sie sich ausdrückten, die Annehmlichkeit ihrer Gesellschaft zu vermehren. Wir versprachen es beym Abschied; allein wir hatten nicht die geringste Lust Wort zu halten.

Hier hatten wir Stoff genug zu Betrachtungen gesammelt, die wir auch in reichem Maaße anstellten, als wir in unsre stille Wohnung zurückgekehrt waren.

„Mein lieber Alexis," fragte Dumont: „Sie haben jetzt eine Gesellschaft aus der feinen Welt gesehen; wie gefällt sie Ihnen?"

So schlecht, daß ich um Alles nie wieder in eine ähnliche gehn möchte.

„Desto eher kann ich also meine Warnungen sparen. Das lebendige Beyspiel, das der Zufall uns verschafft hat, muß mehr Eindruck auf Sie machen, als alle todte Regeln. Nur Ein Wort noch von dem jungen Manne, der uns auf der Straße von Belleville so schrecklich betrogen hat. Was denken Sie von ihm?"

Mein theurer Lehrer, der junge Mann scheint mir mehr zu beklagen, als zu verdammen. Wie kann man tugendhaft seyn, wenn man in einem so verdorbenen Zirkel lebt, als der ist, den wir gesehen haben? Wenn man erst dem Herrn von Hause in seinen strafbaren Planen gedient hat, und dann in den Netzen einer sittenlosen Frau verstrickt wird, wie kann man da das mindeste Gefühl von Ehre und Religion erhalten?

„Sie haben Recht, und doch glaub' ich, daß der junge Mensch von der Natur nicht zu einem rechtschaffenen Manne bestimmt war.

Eine edle Seele erhält sich auch mitten unter der Verführung und der äußersten Verderbniß rein und tadellos. Er, der von Natur zum Bösen geneigt war, mußte freylich in diesem abscheulichen Hause noch ruchloser werden, und so wundert mich das, was er an uns verübt hat, nicht mehr. Meine Absicht, als wir zum Grafen gingen, war nicht, ihm das Verbrechen seines Sekretärs zu erzählen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ein solcher Plan mir nie in die Gedanken gekommen ist; ich hatte mir blos vorgenommen, das Gespräch gelegentlich auf diesen Unglücklichen zu lenken, um ohngefähr zu erfahren, was ihn zu einer solchen Schandthat habe verleiten können. Glücklicherweise machte sich die Sache, ohne mein Zuthun, von selbst, und wir können nunmehr ein richtiges Urtheil fällen. Wir wollen diesen Vorfall für ewig vergessen. Bedauern Sie nur Ihren jungen Freund und seine Schwester, daß sie so gefährliche Beyspiele vor Augen haben."

Wie? meinen Freund nennen Sie ihn? Er ist es von diesem Augenblicke an nicht mehr. Wie kann sein Herz, das sich in einer so unwürdigen Schule gebildet hat, rein und un=

verdorben seyn? Nein, ich werde nie wieder ein Wort mit ihm sprechen — —

„Nicht zu rasch, Alexis. Bis jetzt haben Sie keine Ursache über ihn zu klagen. Meiden Sie ihn: ich habe nichts dawider; allein ziehen Sie sich nach und nach von ihm zurück, und glauben Sie mir, Sie müßten dem Umgange mit Menschen für ewig entsagen, wenn Sie ganz sicher seyn wollten, nie mit Schurken und Bösewichtern in Gesellschaft zu seyn."

Neuntes Kapitel.

Luxenburg und der Kerker.

Unterdeß blieben die weisen Lehren meines Dumont nicht ohne Frucht bey mir, und mein Charakter nahm, gewiß zu meinem Glück, eine düstre, misanthropische Falte an, die ganz nach seinem Wunsch war. Der trefliche Mann hatte sich so an mich gewöhnt, daß er mir versprach, den Rest seiner Tage mit seinem lieben Alexis zuzubringen, und ihn nie zu verlassen, wenn anders das Schicksal diesen Plan, der mir noch mehr am Herzen lag als ihm, nicht verrücken werde.

Mein Vater besuchte uns regelmäßig alle drey Monate, und ließ es uns an nichts fehlen. Madam Delys war seit einigen Jahren todt. Ich ehrte ihr Andenken durch meine Thränen; doch es war nur ein sanfter Schmerz über den Verlust einer zärtlichen Freundinn, die in meiner Kindheit Mutterstelle bey mir vertreten hatte.

Ich war so glücklich, als man es nur seyn kann, und bildete mir ein, dieß Glück noch lange zu genießen, als das Schicksal, das ohne Zweifel der goldnen Tage, die es mir spann, müde war, die Fortsetzung meiner Leiden durch einen Vorfall anhub, den ich anfangs nicht für so schrecklich hielt, als er wirklich war.

Ich war funfzehn Jahr alt, und hoffte meine Studien zur Zufriedenheit meines Vaters in diesem Collegio zu vollenden, als Herr Dumont eines Tages ein Billet bekam, das er mir vorlas, und das mich zittern machte.

„Mein Herr!

„Finden Sie sich diesen Abend im Garten „von Luxenburg in der Karmeliterallee „ein. Man hat Ihnen etwas sehr Nothwendiges mitzutheilen.

„Mittwochs den 12ten Sept. 1746.

„Aber allein, bitte ich, punkt 8 Uhr."

Denken Sie sich unser Erstaunen! Was konnte man von Herrn Dumont wollen? Er kannte Niemand . . . Wer hatte das Billet ge-

schrieben? Was konnte er ihm so Nothwendiges zu sagen haben? .. Sollte es mein Vater seyn, der : : doch warum wär' er nicht selbst gekommen? Kurz unsre Unruhe, unsre Besorgniß läßt sich mit Nichts vergleichen.

Wir erwarteten das Ende des Tages mit der größten Ungeduld, und ohnerachtet der Ungenannte Herrn Dumont allein verlangte, so bat ich ihn doch dringend, daß er mir erlauben möchte, ihn zu begleiten. Ich versprach ihm, so lange die Unterredung dauern würde, auf der Terrasse spatzieren zu gehen; allein er war so gewissenhaft, so bedenklich, daß er schlechterdings nichts davon hören wollte. Ich ließ ihn also gehen, und erwartete seine Rückkunft mit einer Unruhe, die ich nicht besiegen konnte, und in dem Zustand eines Menschen, der ein Urtheil über Tod und Leben erwartet.

Gegen neun Uhr kam er wieder. Die Veränderung, die ich auf seinem Gesicht bemerkte, machte, daß ich für Schrecken laut aufschrie. Thränen, die er vergebens zu verbergen suchte, rollten ihm die Wangen herab, und er schien schon viel geweint zu haben. Seine Stimme war verändert, er sah mich

mit Blicken voll Rührung an, er wollte reden, allein er vermochte mich nur stumm in seine Arme zu drücken : :

„Bester Mann,“ sagte ich, „was bringen Sie mir für Nachricht?“

„Keine schlimme,“ antwortete er, indem er seinen Schmerz zu verbeißen suchte, „keine sehr schlimme. Seyn Sie gelassen. Ich weine blos deshalb, weil ich erfahren habe, daß wir Ihren Vater auf einige Zeit werden entbehren müssen.“

„Wie? mein Vater“ —

„Ja er war's. Ich habe ihn gesehn. Herr Dumont, sagte er, ich bin genöthigt, eine sehr große Reise zu machen. Tragen Sie Sorge für meinen Sohn, meinen armen Alexis: ich lasse ihn in Ihren Händen, und fordere ihn bey meiner Rückkunft von Ihnen. Gebe der Himmel, daß ich ihn klug, bescheiden, geistreich und dankbar wieder finde! Ich trete, wie ich Ihnen sage, eine weite Reise an, die vielleicht : : : doch ich kann die Dauer selbst noch nicht bestimmen : ; ich werde stets für Sie und Ihn sorgen : vor der Hand aber ist mein Wille, daß er das Studiren aufgeben, das Collegium verlassen, und

daß Sie beyde in irgend einer Vorstadt von Paris ganz im Geheim leben sollen, bis ich wieder komme, und = = Hier konnte er nicht weiter sprechen: er gab mir eine ansehnliche Summe, und verließ mich, nachdem er mir das kostbare Pfand, das er mir anvertraut, nochmals empfohlen hatte."

So erzählte Herr Dumont, allein ich fand in seinen Mienen und in seiner Stimme gar nicht die Festigkeit und Zuversicht, die ich an ihm gewohnt war, und die vielleicht nur die Wahrheit allein giebt. „Sie täuschen mich," sagte ich ihm: „o mein theuerster Lehrer: Sie verheimlichen mir das schlimmste = = = mein Vater verläßt mich, verstößt mich. Er will mich nicht mehr sehen, er verläßt mich für immer = = ="

„So machen Sie's, versetzte er mit einer Art von Unwillen. Immer von einem Aeußersten aufs andere; immer mißtrauisch = = warum sollte Ihr Vater Sie verlassen wollen? Haben Sie's verdient?

Ach! = = =

„Nun, mein lieber Alexis, so glauben Sie Ihrem Freunde, der Sie liebt, und der sich

durch nichts wird zwingen lassen, sich von Ihnen zu trennen : : nie : : niemahls."

Diese letzten Worte sprach er mit einem so gerührten und schmerzhaften Tone aus, daß ich an seinen Hals flog, und ihn mit meinen Thränen badete. Indeß war es mir nur gar zu deutlich, daß er mir etwas verberge; allein, da ich überzeugt war, daß alle seine Plane gewiß nur auf mein Bestes abgesehen wären, und daß er sehr mächtige Gründe haben müsse, wenn er mir etwas verheimlichen solle, so nahm ich mir vor, nicht weiter in ihn zu dringen.

Gleich den folgenden Tag verließen wir unsern bisherigen Aufenthalt, welches von meiner Seite nicht ohne Thränen abgieng, und bezogen eine Wohnung in einem neuen Hause, an dem Ende der Seine : und St. Viktorstraße, in der Nähe des königlichen Gartens. Dieses Quartier war weder schön noch bequem, allein Hr. Dumont sagte, wir müßten gut haushalten, weil mein Vater, in der großen Entfernung von uns, vielleicht nicht immer Gelegenheit fände, uns so pünktlich, wie bisher, mit Geld zu versorgen. Ich

fragte, ob er ihm versprochen habe, uns zu schreiben?

„Daran läßt sich wohl nicht zweifeln: wie könnte sich ein Vater den Trost versagen“? — — —

Herr Dumont schien immer etwas zu verheimlichen: man sah, daß er studirte sich unbestimmt und schwankend auszudrücken. Meine Besorgnisse wuchsen, gleichwohl schwieg ich, und war fest entschlossen, mich in mein Schicksal zu ergeben.

Von dieser Stunde an veränderten wir unsere Lebensart. Vincent erhielt seinen Abschied, und wir nahmen eine Haußhälterinn, die unsere Wirthschaft führte, und unsere Mahlzeiten besorgte. Meine Lehrmeister blieben auch aus, kurz ich spürte eine zu auffallende Veränderung, als daß ich nicht hätte fürchten sollen, mein Vater habe mich ganz verlassen. Ich ließ oft etwas von diesem Verdacht gegen Dumont fallen, allein er ward immer böse, und zeigte mir eine Börse mit Geld, die ihm, wie er versicherte, ein Unbekannter gebracht habe.

Ein Jahr verfloß so, in dem ich meine Studien unter Herrn Dumont fortsetzte, der

ein

der ein sehr geschickter Mann war. Ich fing an, mich zu trösten: ich hatte dieselben Beschäftigungen, und dieselben Vergnügungen, wie sonst: das heißt, wir gingen oft aufs Feld spatzieren, und fast täglich in dem königlichen botanischen Garten, in dessen Nähe wir wohnten, und den wir sehr angenehm fanden. Das kleine Wäldchen in der Mitte und die Graben, die um die Mauern laufen, und sich bis an den Fluß erstrecken, geben ihm ein so ländliches und einsames Ansehen, daß dieser Garten, meinem Geschmack nach, der angenehmste in ganz Paris ist. *) Das zweyte Jahr unsers Aufenthalts in der Straße St. Viktor fing Herr Dumont an, mich auf die schlimmsten Vermuthungen zu bringen. Er war den ganzen Tag außer dem Hause: ich bekam ihn nicht eher als um Essenszeit und des Abends zu sehen, wo er meine Ausarbeitungen korrigirte. Immer erzeigte er mir noch viel Freundschaft und Liebe, aber weniger Vertrauen und Sorgfalt. Ich erfuhr nicht, wo er hinging, und das Geheimniß,

*) Die Leser dürfen nicht vergessen, daß wir uns hier im Jahr 1746 befinden.

das er gegen mich daraus machte, hinderte mich, die kleinste Frage zu wagen.

Täglich aber ward mir klarer, daß er in Geldverlegenheit war: die Ersparungen wurden zahlreicher, und die Ausgaben von Tag zu Tag mehr eingeschränkt. Ich war sehr gut gekleidet, er hingegen desto schlechter. Die allernothwendigsten Dinge versagte er sich. Von meinem Vater ließ sich keine Zeile sehn. Alles das hatte einen schädlichen Einfluß auf meine Gesundheit. Ich zehrte mich ab, und fiel in eine schwere Krankheit, die mir beynahe das Leben gekostet hätte.

In dieser gefährlichen Lage bekam ich Gelegenheit, die Zuneigung, die Liebe und den Eifer meines lieben Dumont recht kennen zu lernen. Er verließ mich keine Minute, und wachte die drey Wochen lang, die meine Krankheit dauerte, Tag und Nacht bey mir.

Wie unzählige mal bat und beschwor ich ihn nicht, daß er mir sein Geheimniß anvertrauen möge . . . Er antwortete immer; ich thäte sehr unrecht, mich mit selbst gemachten Uebeln zu quälen, es ginge alles recht gut, und ich würde nächstens einen Brief von meinem Vater bekommen.

Seine weisen Vermahnungen, sein freundschaftlicher Trost floß wie ein köstlicher Balsam in meine Wunden, und meine Gesundheit war in kurzem vollkommen hergestellt.

Kaum war ich außer Gefahr, als er seine gewöhnliche Lebensart wieder anfing. Er kam jetzt noch weniger nach Hause, und endlich vergingen ganze Tage, an denen ich ihn nicht zu sehen bekam. Meine Unruhe erreichte den Gipfel, als unsre Haushälterinn, die sich wahrscheinlich dadurch ein Verdienst zu erwerben glaubte, mir mit einer bedenklichen Miene erzählte, mein Lehrer gehe regelmäßig alle Nachte aus dem Hause. So bald er sehe, daß ich schlafe, stehe er auf, gehe fort, und käme nicht eher, als fünf Uhr des Morgens wieder, wo er sich niederlege.

Länger war es mir unmöglich, meine Unruhe zu verbergen, und ich entschloß mich eines Tages, ihn um die Ursache einer so ungewöhnlichen und unordentlichen Lebensart zu fragen. Den Tag, den ich zu dieser kitzlichen Eröfnung gewählt hatte, wartete ich auf ihn, als die Haushälterinn ganz erschrokken hereingestürzt kam, und mir die fürchterlichen Worte zurief: „Ach ; Herr ; ; Ihr

Hofmeister : : eilen Sie : : eben haben sie ihn arretirt : : er ist im Gefängniß . .

„Gott! was hat er gemacht“ . .

„Ich weiß nicht: man sagt Schulden wegen“ . .

„Schulden halber? Gütiger Himmel!“

Ich flog sogleich zum Commißar des Quartiers, und erfuhr von ihm, daß der unglückliche Dumont in einen dunkeln Kerker geschleppt worden, weil er einen Wechsel von 40 Thalern nicht bezahlen können.

Meinen Schmerz bey dieser Nachricht können Sie sich leicht denken. Ich eilte auf der Stelle nach dem Gefängniß, und ließ mir den Kerker öffnen, in den man meinen Freund, gewiß meinetwegen, geworfen hatte.

Wie ward mir bey diesem Anblick! Bleich, mit wildem Blick lag er auf einer Matte in diesem düstern Gewölbe, in welches das Licht durch eine einzige kleine Oeffnung fiel. So oft ich mir diesen schrecklichen Ort vorstelle, läuft ein kalter Schauer durch meine Glieder.

Ich stürzte mich in seine Arme, und unsre Thränen vermischten sich. „Grausamer Mensch,“ rief er schluchzend, „so ist das fatale Geheimniß entdeckt!“ . .

„Ja," sagte ich, „wir haben alle Stütze, allen Schutz verloren, und Sie haben sich meinetwegen ins Elend gestürzt."

O, mein geliebtester Sohn, rief er, indem er mich in seine Arme drückte, ewig sollte es dir ein Geheimniß bleiben, allein das Schicksal, das mich verfolgt, erlaubt es nicht. So höre denn alles, vernimm alles, und beklage dein Loos mehr, als das meinige . . . .

Den Tag, wo ich das Billet von dem Ungenannten erhielt, das Sie kennen, ging ich in den Garten von Luxenburg in die Karmeliterallee, so wie mir vorgeschrieben war. Ich war kaum hineingetreten, als ich einen Mann mit großen Schritten auf mich zukommen sah. Ich erkannte ihn; es war Ihr Vater. „Herr Dumont, sagte er mit zitternder Stimme: es ist nicht zu ändern: ich bin dazu gezwungen . . ich muß meine Hand von ihm abziehn" . . . „Wie mein Herr, von meinem Zögling, Ihrem Sohn?" — „Er ist es nicht: er ist nicht mein Sohn: er ist an allen meinem Unglück Schuld: er macht mich unglücklich, und die liebenswürdigste, die treuloseste Person ; ; ; Kurz ich will

ihn nicht wieder sehn : : ich darf und kann es nicht . . . Mein lieber Herr Dumont, ich kenne Ihre Freundschaft für ihn, bereden Sie ihn, eine Beschäftigung zu wählen, sein Vaterland zu verlassen, kurz für seine Existenz zu sorgen, die mir die größte Bürde ist. Leben Sie wohl : : Sie werden mich nicht wieder sehn. Erwähnen Sie meiner nie. Er selbst verheimliche seine Geburt: Ein Wort kann ihm das Leben kosten" : : : „Nein, unmöglich, bester Herr", rief ich, und warf mich zu seinen Füßen. „So hart ist Ihr Herz nicht : : das unglückliche Kind! . . Sie verlangen also seinen Tod: ja es wird, es muß ihm das Leben kosten . . O seyn Sie sein Vater: da er kein größer Glück kennt, als Ihr Sohn zu seyn . . stehn Sie ihm bey: beschützen Sie ihn . . ach, er ist so liebenswürdig, so brav . . Sehn Sie, mein Herr, ich umfasse Ihre Knie, ich benetze Sie mit meinen Thränen: geben Sie der Stimme des Mitleids, der Zärtlichkeit Gehör, erstikken Sie die Stimme der Natur nicht in Ihrem Herzen!" : : : „Dumont, Sie rühren mich; aber ich kann nicht, er ist nicht mein Sohn : : Wenn Sie wüßten : : ach wie

sehr bin ich zu beklagen! Leben Sie wohl: Er sorge für sein Leben! Es steht bey der kleinsten Unbesonnenheit auf dem Spiel, so wie das Ihrige. Denn mein Loos ist so schrecklich, daß ich der Henker aller derer werde, die sich mir nähern.“

Diese Worte machten mich schaudern. Ich wollte ihm antworten: allein er steckte mir unvermuthet einen Beutel mit Geld in die Hand, und verschwand wie der Blitz. Denken Sie sich mein Erstaunen und meinen Schmerz! Ich brachte lange mit Nachsinnen zu, was ich für einen Ausweg ergreifen sollte. Endlich beschloß ich, Ihnen diesen grausamen Vorfall zu verschweigen, und so lang als möglich mit Ihnen von unserm Ersparten, von den Wohlthaten Ihres Vaters und meiner Arbeit zu leben.

In der Börse fand ich funfzig Louisd'or, und ohngefehr eben so viel hatten wir erspart. Davon bezahlte ich das Quartal im Collegio, miethete ein Quartier, und möblirte es nicht kostbar aber reinlich. Ich schickte den Bedienten fort, nahm eine Haushälterinn an, und ersuchte Sie, Ihre Lehrer zu bezahlen und abzudanken. Aber ach! bey aller dieser

Oekonomie fand sich am Ende des Jahres doch, daß wir nicht mehr als zwölf Louisdor im Vermögen hatten.

Ich sah voraus, daß wir auf diese Art bald auf das äußerste gebracht seyn würden, und entschloß mich daher, Hausunterricht im Schreiben und Lateinischen zu geben: allein dieß brachte leider äußerst wenig ein. Ich bekam wenig Schüler, und die meisten bezahlten mich nicht. Man darf nur einmahl an den Rand des Abgrunds gekommen seyn, und man kann darauf rechnen, daß sich alles um die Wette beeifern wird, uns vollends hineinzustürzen. Sie wurden krank. Die Zeit, die ich auf Ihre Wartung wenden mußte, hinderte mich an der Arbeit, ich büßte alle meine Schüler ein, und sah mich genöthigt, vierzig Thaler aufzunehmen, die ich mit vieler Mühe auf einen Wechsel erhielt. Ich bot alle meine Kräfte auf, so viel zusammenzubringen, diesen Wechsel einzulösen, allein die täglichen Bedürfnisse wollten zuerst befriedigt seyn, und so kam es nicht dazu. Gleichwohl arbeitete ich mehr als vorher. Ich war Tag und Nacht in einer Druckerey beschäftigt; allein bey meiner geringen Uebung

verdiente ich auch da so wenig, daß ich kaum mein Leben fristen, und Sie hindern konnte, unser Elend in seinem ganzen Umfange gewahr zu werden.

Und, Gott, was wird nun aus Ihnen werden, mein lieber Sohn, da ich so bald keine Hofnung habe, aus diesem Kerker erlößt zu werden? Wer wird sich Ihrer annehmen? wer wird Ihnen Brod geben? O, liebstes, bestes Kind, du hast keine Eltern, keine Freunde mehr in der Welt; was soll aus dir werden?"

Zehntes Kapitel
Der Gasthof in Valence.

O wahres Muster aller Freunde, rief ich aus, o Edelster aller Menschen: glauben Sie, daß ich im Stande sey, Sie in den Fesseln zu sehen, in die Sie meinethalben gerathen sind? . Nein! . . Glauben Sie nicht, daß ich zu dem leeren Erbarmen der Menschen meine Zuflucht nehmen werde. Ihre Großmuth würde mich in meinen eigenen Augen erniedrigen: ihre Wohlthaten, die, wie Sie mich oft belehrt haben, ich nur durch Niederträchtigkeiten erkaufte, würden mich vor mir selbst erröthen machen . . . Noch Ein Mittel ist übrig . . . so lieb, so theuer mir's ist, so wird mir's noch lieber werden, wenn es mich in den Stand setzt, mein Unrecht gegen Sie zu vergüten . . . o mein bester Lehrer! ich verlasse Sie, und kehre eilig zurück, Sie aus diesem schauderhaften Kerker zu befreyen . . .

Vergebens suchte mich Dumont, der gleich errieth, daß ich von meiner goldnen

mit Diamanten besetzten Repetiruhr sprach, die mir mein Vater geschenkt hatte, zurückzuhalten. Ich eilte zu einem Uhrmacher, der mir nach langem Handeln, fünf und zwanzig Louisdor dafür zahlte, welches wahrscheinlich kaum die Hälfte ihres Werthes war, und ich flog mit dieser Summe die Schuld meines Freundes zu bezahlen, und seine Banden zu lösen. Sie können sich meine Freude, mein Entzücken leicht denken, als wir uns wieder in unserm Zimmer sahen. Ich war außer mir: ich umarmte, ich herzte und küßte ihn, ich sang und sprang, und dankte dem Himmel, daß er mir für diese Gelegenheit noch ein Rettungsmittel gelassen.

Bald aber traten an die Stelle der Freude neue Sorgen. Unser ganzer Reichthum bestand in funfzehn Louisdor. Was konnten wir mit dieser mäßigen Summe anfangen? Wovon wollten wir leben? Herr Dumont wagte mir nicht den Vorschlag zu thun, zu arbeiten. Er für seine Person that es gern, besorgte aber meine Delikatesse zu sehr zu beleidigen, wenn er mir Beschäftigungen vorschlüge, zu denen ich nicht erzogen worden. Ich bemerkte seine Schonung wohl, und

hielt es für Pflicht, seine Bedenklichkeiten zu heben, und mich den Gesetzen zu unterwerfen, die mein grausames Schicksal mir auferlegte. Ich theilte ihm also den Plan mit, den ich gemacht hatte, Unterricht in der Musik zu geben. Er billigte ihn. Musik, sagte er, ist eine von den Künsten, die man lehren kann, ohne seiner Geburt etwas zu vergeben: allein mein bester Alexis, was für Unannehmlichkeiten erwarten Ihrer auch hier! . . Sie müssen sich gefaßt machen, die Capricen, den Stolz, und die üble Laune von tausend Leuten zu ertragen, die, ohne die allermindeste Anlage, gleichwohl die Schuld auf den Lehrer schieben, wenn sie nichts begreifen. Wenn sie nur richtig bezahlen, so bilden sie sich ein, Kunst und Fertigkeit müßten ihnen ohne Mühe und Arbeit kommen. Sie werden oft hören müssen: Aber Herr, sagen Sie mir, es sind schon so und so viele Monate, daß ich Stunden habe, und ich kann noch nichts: da doch Madame * * * in ungleich kürzerer Zeit eine halbe Virtuosinn worden." Vergebens werden Sie einwenden: Madame * * * hat gearbeitet, mit wahrer Lust und Liebe sich der Kunst gewidmet, die

LB Coburg

Lehren ihres Maitre befolgt, und nichts vernachläßigt, sich zu vervollkommnen und ihm Ehre zu machen. O mein bester Alexis, unendlich viel Geduld, Sanftmuth und Gelassenheit muß der besitzen, der beym Unterricht nicht die Ruhe seines Lebens, vielleicht das Leben selbst zusetzen soll. Ich beklage Sie, daß Sie zu einem solchen Mittel Ihre Zuflucht nehmen müssen: allein es ist anständig, Ihrer Erziehung würdig, Sie dürfen es nicht verschmähen.

Ich versprach ihm, seine gute Lehren zu befolgen, und wir sahen uns allenthalben nach Schülern um, allein vergebens. Keiner von uns beyden kannte jemand, wir hatten immer die menschliche Gesellschaft geflohen, und doch konnten wir jetzt nur in ihrem Schoos finden, was wir so eifrig suchten.

Da unsre funfzehn Louisdor verzehrt waren, sahen wir uns in das äußerste Elend versetzt. Natürlich, daß die traurigsten und melancholischsten Betrachtungen unsre ganze Seele einnahmen. Der Tod schien uns das einzige Rettungsmittel aus unserm Jammer: wir riefen ihn mit lauter Stimme herbey, und würden ihn gewiß haben kommen sehn, wenn

nicht ein grausamer Vorfall uns aus unserm verzweifelten Zustand gerissen hätte, um uns in einen noch tausendmal schrecklichern zu stürzen.

Eines Morgens, als wir in dem königlichen Garten spatziren gingen, ging ein ehrwürdiger Greis von einem jungen Mann von ungefehr dreißig Jahren mit einer düstern und zerstörten Miene begleitet, vor uns vorüber. Der letzte ward mich gewahr, warf einen durchdringenden Blick auf mich, und rief, voll eines Gefühls, das ihn übermannte, aus: „das ist er, Vater. Hier . ja er ists: dieß sind die Züge des Marquis ***“

„Glaubst du,“ fragte der Greis?

„Ich wollte wetten!“ erwiederte jener; und nun fuhr er mit leiserer Stimme fort: „da wär er also, der Elende, den wir so lange gesucht haben. Sterben soll er“ : : :

Bey diesen Worten entfernten sich die beyden Unbekannten, und wir, Dumont und ich, standen wie versteinert über diesen sonderbaren Zufall und die unbegreifliche Drohung : :

Ach liebster Dumont, rief ich mit einem Strohm von Thränen aus: ich bin verlohren;

meine Laufbahn ist geendigt . . . „Gelassen, Alexis, erwiederte mein theilnehmender Freund: nicht den Muth sinken lassen, liebes Kind; so sonderbar dieser Zufall ist, so ist er doch noch lange kein Grund zum Verzweifeln . . . Man bringt die Leute nicht nur so um nichts und wieder nichts um: fürchten Sie nichts: man wird Sie nicht in Ihrem Hause, mitten in einer so großen Stadt, wie in einer Wüsteney umbringen."

„Aber, bester Herr Dumont, was habe ich gethan; was habe ich diesen Barbaren zu leide gethan? Guter Gott, soll ich nicht wenigstens mein Verbrechen erfahren?"

Dumont war so erschrocken als ich; so sehr ers zu verbergen suchte. Diese Unbekannten mußten also heimliche Feinde seyn, die meinen Untergang suchten: vor ihnen mußte ich mich zu verbergen suchen. Aber warum? . . . Schreckliche Räthsel!

Wir gingen auf der Stelle nach Hause, und Herr Dumont fand für nöthig, sogleich dieses Quartier der Stadt zu verlassen, in welchem man uns ohne Zweifel sehr bald ausfindig machen würde. Allein da fand sich eine große Schwierigkeit. Wir hatten kein

Geld, unsre Miethe zu bezahlen, und eben so wenig sahen wir eine Möglichkeit welches zu bekommen. Denken Sie sich unsre Lage!

Den ganzen Tag brachten wir in der tödtlichsten Unruhe zu: wir sannen zwanzig Projekte aus, von denen immer eins das andere zerstörte, und die Nacht kam, ohne daß wir einen festen Entschluß gefaßt hatten.

Gegen Mitternacht pochte es zu wiederhohlten malen an dem Thor der Straße. Wie schlug uns hier das Herz! Ich sank ohne Bewußtseyn auf meinen Freund, der gleichfalls in der größten Angst von der Welt war. Ein Nachbar machte auf, und rief durch unsre Thüre: man wolle zu uns.

Sollen wir aufmachen? Sollen wir antworten? Was ist zu thun? ; ; Endlich ermannte sich mein Lehrer, und entschlossen, ehe zu meiner Seiee zu sterben, als die mindeste Gewalt an mir verüben zu lassen, sagte er, daß er willens sey, den Fremden hereinzulassen. Unsere Furcht legte sich, als wir einen alten Bedienten erblickten, der mit einem sanften, ehrerbietigen Ton uns versicherte, daß er uns keine böse Bothschaft bringe. Er setzte leise hinzu: Hurtig, meine

Her=

Herren, lesen Sie diesen Brief, und folgen Sie mir : :

O Glück, o unerwartete Gunst des Himmels! Er ist von meinem Vater; ich erkenne seine Hand!

„Unvorsichtiger Alexis! Noch einmal will „Dein Vater Dein Leben retten, indeß Du „vielleicht das seinige aufs Spiel setzest. Fol„ge diesem treuen Diener! Du wirst mich in „Valence finden; und Sie, Herr Dumont „verlassen Sie ihren Zögling nicht. Ich „brauche Euch äußerst nöthig.

„Keine Unentschlossenheit! Macht Euch „sogleich auf den Weg, oder Ihr seyd ver„loren!“

Es war keine Schlinge. Wir kannten die Hand meines Vaters vollkommen . . . Wo sollen wir hin? fragte ich den Bedienten . . . Das werden Sie erfahren, folgen Sie mir nur . .

Hierauf stellte er uns eine ziemlich starke Goldbörse zu. Wir bezahlten damit den Wirth, und traten ohne Verzug den Weg an. Auf dem neuen Boulevard fanden wir eine Postchaise, die uns erwartete: wir stiegen hinein, schlugen die Straße von Montargis

ein, und erreichten mit Tagesanbruch Nemours.

Sie können leicht denken, von welcher Art die Gedanken waren, mit denen wir uns unter Wegs herumschlugen. Mein Vater erwartet uns in Valence: wir sollen ihn wiedersehn! Aus seinem Brief athmet weder Haß noch Zorn! Das glänzendste Loos schimmerte uns entgegen! Welch ein unerwarteter Glückswechsel! . . Aber was mochte er wohl mit dem Beywort Unvorsichtig sagen wollen, das er mir gab? Ich setze sein Leben aufs Spiel, sagt er? Ach, und wenn es so wäre, wie könnt' er mirs zurechnen?

Mit diesen und ähnlichen Gedanken kämpften wir auf der ganzen Reise. Wir schwebten unaufhörlich zwischen Furcht und Hoffnung. Der Bediente, der uns zum Führer diente, beobachtete ein gänzliches Schweigen. Er hatte Befehl, sich auf nichts einzulassen, und so konnten wir nicht das mindeste von dem erfahren, was wir so gerne gewußt hätten.

Drey Tage endlich nach unserer Abreise langten wir gegen acht Uhr Abends in Valence an. Unser Führer ließ uns in einem schönen

Gasthofe absteigen, wo er sich erkundigte: ob nicht ein Cavalier, den er beschrieb, eingetroffen wäre. Ein Postillon, der diese Frage hörte, sagte: Nein, aller Wahrscheinlichkeit aber nach wär es derselbe, den er in Lyon angetroffen, der jetzt auf der nächsten Station seyn, und diese Nacht noch, oder spätestens morgen früh, ankommen müsse.

Auf diese frohe Nachricht beschlossen wir zu soupiren, und dann der Ruhe zu pflegen bis zur Morgenröthe, die mir meinen Vater zurückbringen und alle meine Wünsche krönen sollte. Ich weiß nicht, was für glückliche Ahndungen uns erfüllten. Dumont umarmte mich, drückte mich an seine Brust, und sagte mir alle Augenblicke: „Muth gefaßt, lieber Alexis, wir sollen ihn wiedersehn! ... Er hat Paris zu gleicher Zeit mit uns verlassen, wahrscheinlich um desto sicherer mit uns zu leben, und sich nie wieder von uns zu trennen! . . Welch eine heitre Ferne schließt sich meinen Blicken auf! Wir werden in Zukunft nur Eine Familie ausmachen! Wir werden unsre Tage mit einem Vater, einem vortrefflichen Vater verleben! o mein Alexis, ich wiederhole meinen Schwur, Dich

nie zu verlassen ; ; ; Schenken Sie mir immer Ihr Vertrauen, o daß ich auch so glücklich wäre, mir das Vertrauen des edlen Mannes zu erwerben, dem Sie Ihr Daseyn verdanken!"

Statt der Antwort drückte ich ihn an mein Herz, und so fuhren wir fort uns an den Aussichten in eine frohe Zukunft zu ergötzen, bis der Tag anfing zu dämmern, und das Geräusch einer Postchaise, die vor der Thür des Gasthofs anhielt, uns aus unsern goldnen Träumen weckte. „Er ist's," rief ich, und sogleich eilten wir, oder flogen ihm vielmehr entgegen; aber denken Sie sich, in dem Augenblick, wo ich mich in die Arme meines Vaters werfen wollte, schoß er einen fürchterlichen Blick auf mich, stieß mich von sich, befahl mir durch eine stumme Gebehrde ihm in ein entlegenes Zimmer zu folgen, und sagte mir da ein paar schreckliche Worte, die mir nicht aus dem Gedächtniß kommen werden, so lange ich die Bürde dieses elenden Lebens tragen muß.

„Mein Herr, Sie sind nicht mein Sohn;
„ich hab' es Ihnen schon gesagt. Ich nährte einst diesen süßen Wahn; allein der
„Schleyer ist gefallen. Sie sind zu meinem

„Unglück geboren: Sie haben es auf den „höchsten Gipfel gebracht ... Hinweg von „mir, Elender .... ich stoße Dich von mei„nem Herzen, ich entsage dir, ich ziehe meine „Hand von Dir ab, und gebe Dir meinen „Fluch auf ewig ...“

Ich bebte bey dieser drohenden Rede, die Kräfte verließen mich: ich sank ohnmächtig zu Boden. Statt mir zu Hülfe zu kommen, die Grausamen .... kann ich die schreckliche Erzählung vollenden! O meine edlen Freunde, gewiß werden Sie so sehr erstaunen, als ich damals erstaunte .. erlauben Sie, daß ich meine Thränen trockne, und mich einen Augenblick erhole — — —

Ich brachte ohngefehr eine Stunde ohne Besinnung zu. Denken Sie sich meinen Schrecken, als ich wieder zu mir selbst kam. Ich schlug die trüben Augen auf, ich blickte furchtsam um mich, aber weder Dumont noch mein Vater waren zu sehen.

Eine Frau, der ich allein das Unglück, das Tageslicht wieder zu sehen, verdankte, stand bey mir, und suchte mich zu trösten. Ich fragte ängstlich: wo sind sie? wo sind sie! ....

Ach! mein liebes Kind! sie sind ohngefehr vor dreyviertel Stunden abgereist. Abgereist? Gütiger Gott . . und Dumont, Dumont auch?

Ich versuche es nicht, Ihnen meine Lage zu schildern. In wessen Herzen menschliches Gefühl lebt, kann sich selbst einen Begriff davon machen. Das schrecklichste war mir der Gedanke, daß auch Er, daß auch Dumont ein Verräther werden, und mich verlassen konnte.

Ich lief, ich füllte das Haus mit meinen Klagen und Seufzern, ich rief überlaut nach ihnen, umsonst . . jedermann versicherte mir, daß es nur zu gewiß sey. Dumont und mein Vater waren zusammen in derselben Postchaise, die meinen Vater hergebracht hatte, fortgefahren. Welch ein Schlag! welch ein tödlicher Schlag!

Bald trat an die Stelle des lauten Schmerzes, stumme heimliche Verzweiflung; dann bekam ich wieder Anfälle einer wahren Wuth. Die stärksten Vorstellungen der Umstehenden fruchteten nichts. Ich fiel auf den Boden, wälzte mich auf der Erde herum, schlug den Kopf auf die Dielen, und stieß ein

kläglisches Geschrey aus, welches das gefühlloseste Herz erweicht haben würde.

In dieser grausamen Lage blieb ich bis drey Uhr Nachmittags: alles war mir gleichgültig: ich sah und hörte kaum, was um mich her vorging . . . Das arme Kind, sagte man. Seht nur, das war sein Vater und sein Hofmeister, sie haben ihn hier verlassen! Ja, wenn wir das gewußt hätten, wir hätten sie nicht fortgelassen. Aber wer hätte das denken sollen. Wie sie fortfuhren, rief der eine zur Kutsche heraus: Sorgt für ihn: wir kommen wieder . . . Die grausamen Leute! Es ist ein wahres Unglück, in so einem Alter u. s. w.

Dieser Vorfall hatte, wie man denken kann, Aufsehen im Orte gemacht. Eine Menge Neugieriger strömten herbey. Alle schienen von meiner Lage gerührt, jeder versprach mir Unterstützung, die ich jedoch weit entfernt war anzunehmen. Der Besitzer des Gasthofes bot mir selbst an, ich möchte bey ihm bleiben: Es wird sich schon etwas für ihn zu thun finden: es soll ihm an nichts fehlen. Freylich, so hoch wird's nicht einhergehn wie bey dem Papa, so zärtlich wird nicht mit ihm umgegangen: wie in der Eltern Hause kriegt

man's in der Welt nicht wieder; sonst aber . . .

Jedes Wort, das er sagte, ging mir durch die Seele. Ich beschloß mich seinen Zudringlichkeiten zu entziehen, nahm mein kleines Päckchen auf den Rücken und wünschte allen Anwesenden wohl zu leben.

Wie ich um eine Ecke herum ging, sah ich die Augustinerabtey vor mir liegen. Meine Seele, welche die Last des Unglücks danieder drückte, bedurfte des Gebets. Ich trat in die Kirche, lehnte mich an einen Pfeiler, und vergoß die bittersten Thränen. Die Grausamkeit meines Vaters war mir gewissermaßen weniger empfindlich, als Dumonts Verrätherey. Dieser treulose Lehrer bestätigte mir auf die grausamste Weise die Richtigkeit seiner Grundsätze. Ich beschloß die Welt zu fliehen, mich zu verbergen, in einer unbewohnten Gegend meinen Aufenthalt zu nehmen. Ich richtete ein feuriges Gebet an das höchste Wesen, zu dem es gefällig sein Ohr neigte. Es schickte mir Frieden und Trost zu, die den Sturm in meiner Seele stillten, und wie der ätherische Hauch eines Engels alle meine Glieder durchdrang und stärkte.

Ich ging zu Valence heraus, immer den Kopf voll schwermüthiger, doch minder schrecklicher Gedanken, und kam mit einbrechender Nacht vor Romans an.

Hier wars, wo ein Engel des Friedens mich erwartete. Da begegnete ich Ihrer liebenswürdigen Tochter, edler Candor, und ich habe nun Ursache, alle meine Leiden zu vergessen, da ich in diesem stillen Aufenthalt eine Zuflucht finde, die Eure Güte dem unglücklichen Alexis vergönnt, der Eure Wohlthaten durch Folgsamkeit, Hochachtung und Zärtlichkeit zu verdienen suchen wird. ; ; ;

So endigte Alexis die Geschichte seiner Unfälle. Candor, Germain und Klärchen umarmten ihn und gaben ihm die zärtlichsten Beweise ihrer ungeheuchelten Theilnahme an seinem Leiden, ihrer Zuneigung und Liebe.

Klärchen besorgte eine frugale Abendmahlzeit, und der Rest des Tages ward mit der Besichtigung des Häuschens und der sämmtlichen Nebengebäude zugebracht.

* * *

Eine ausführlichere Beschreibung deßelben geben wir in der Folge. Jetzt wollen

wir das erste Buch dieser Geschichte schließen, in dem wir nöthig fanden den Charakter unsers Helden durch die Schilderung der Schicksale seiner frühesten Jugend ins Licht zu setzen. Wir verlassen ihn in einem ruhigen und angenehmen Aufenthalt, wo er gleichwohl das Glück noch nicht finden wird.

Bald werden wir sehen, wie er diesen Aufenthalt wiederum verläßt, wie er herumschweift, von Stadt zu Stadt seinen argwöhnischen, reizbaren Sinn mit sich trägt. Allenthalben macht er sich durch ihn unglücklich, allenthalben empfängt er Lehren, die ihn endlich zwingen, seinen Irrthum aufzugeben. Er sieht endlich ein, daß man sich beliebt machen muß, wenn man geliebt seyn will, und daß es unter den Menschen freylich falsche, boshafte und hinterlistige Geschöpfe, aber gewiß auch noch gute, gefühlvolle und unverdorbene Seelen gibt.

Ende des ersten Buchs.

Zweytes Buch.

Erstes Kapitel.

Nächtliche Szene im Häuschen.

Die Erzählung der Unfälle unsers Helden machte einen tiefen Eindruck auf Candor, Germain und Klärchen. Candor vorzüglich ward nicht müde ihn die ganze Mahlzeit über zu betrachten. Er hatte ihn neben sich gesetzt, und fiel ihm hier und da ins Wort: „Wie, mein Sohn! . . . so jung, und schon eine so reife Menschenkenntniß . . . Wie genau kennst Du die Menschen! — — Deine Philosophie, dein Muth, alles nimmt mich so sehr für Dich ein — — O, mein Alexis! Ich gründe auf Deine Entschlossenheit sehr tröstende Hoffnungen . . . Du sollst sie einst erfahren, und mir helfen — Doch Geduld! ich will Dich erst auf die Probe setzen: ein Jahr lang sollst Du — Sey mein Sohn; Du hast keinen Vater mehr; ich will

seine Stelle vertreten! Alexis, versprich, mir eben so viel Vertrauen und Gehorsam zu schenken, als wenn ich Dein Vater wäre"...

O Ja, mein Vater ich verspreche Ihnen alles ; ;

„Auf Deine Ehre"...

Ich schwör' es Ihnen, bey dem höchsten Wesen!..

„Umarme mich, und erinnere Dich einst dieses heiligen Bundes, den wir jetzt schliessen"...

Ihre Güte wird mir das Andenken desselben täglich erneuern.

„Ich war einst glücklich, mächtig in der Welt. Meine liebsten Freunde stürzten mich in einen Abgrund von Elend. Germain allein blieb mir, mein guter, treuer, theilnehmender Freund. Liebe ihn so sehr, als mich. Ein treuer Diener ist ein köstlicher Schatz ... Und Klärchen! — sie ist meine einzige Tochter, mein einziges Gut ... vertritt die Stelle eines Lehrers bey ihr: theil ihr alle Wissenschaften und Künste, die Du besitzest, mit: sie benutze Deinen Unterricht, vorzüglich aber lerne sie, von Deinen Einsichten geleitet, die Vorsicht und das Mißtrauen gegen die Men-

schen, das jedem unentbehrlich ist, den das Schicksal bestimmte, einst in der Welt zu leben. Ich bin alt, meine guten Kinder; ihr werdet mich nicht immer haben. Wie leicht kann denn in euch die Begierde erwachen, in Städten zu leben, euch in den Wirbel der Gesellschaft zu stürzen" ...

Nein, nein, das wird nie geschehen, riefen Alexis und Klärchen aus einem Munde.

Das gebe Gott, sagte Candor!

Alexis schwamm in einem Meer von Vergnügungen. Klärchen drückte ihm die Hand, umarmte ihren Vater und Germain, und war so entzückt von der Aussicht auf die glückliche Zukunft, die ihr vor Augen schwebte, daß sie ihre Freude darüber schlechterdings nicht hätte unterdrücken können.

Sie verließen nunmehr den frugalen Tisch. Candor wünschte, daß Alexis die Einsiedeley, die er für die Zukunft bewohnen, und aus der er, wie er in diesem Augenblick glaubte, nie wieder heraustreten sollte, etwas näher in Augenschein nähme.

Sogleich faßte Klärchen den Arm ihres jungen Freundes, Candor stützte sich auf Germain, und so traten sie alle vier die Wande-

rung durch den ganzen Wohnsitz an, der in allen Stücken mehr für die Bequemlichkeit, als den äußern Schein eingerichtet war. Wir wollen ihnen auf diesem Wege folgen, und einen Aufenthalt näher kennen lernen, in den wir selbst eine Weile mit ihnen zubringen werden.

Hier treten wir denn Anfangs in einen Hof von neunzig Fuß ins Gevierte, in dessen Mitte das Häuschen steht. Jede Seite desselben beträgt dreyßig Fuß, und die Höhe funfzig.

Wir steigen vier Stufen hinauf und kommen in eine Art von Vorhaus, das aber sehr eng ist, wo wir unten am Fuß der Treppe zwey Thüren, eine zur Rechten und eine zur Linken erblicken. Die erste führt uns in eine Küche, die zweyte in einen kleinen Saal, mit einem Kamin geziert, in welchem sich, außer einer ziemlich zahlreichen Büchersammlung, nur ein Tisch und ein paar Stühle befinden.

Wir verlassen diesen Saal und steigen auf einer steinernen Wendeltreppe in die erste Etage, wo wir auf der einen Seite Candors Schlafzimmer antreffen. Ein Bett, ein großer Schrank, zwey Portraits, ein halb Duzend

Flinten

Flinten und ein paar Stühle sind die einzigen Möbeln, die uns hier ins Auge fallen.

Klärchens Zimmer ist nicht reicher verziert, ein schönes Klaveßin ausgenommen, das den größten Theil des Raums einnimmt. In der Mansarde finden wir zwey kleine Stuben ohne Kamine, doch sehr bequem eingerichtet, und sehr leutselig.

Ueber diesen ist ein großer Boden, auf welchem Heu, Stroh und Früchte aufbewahrt werden. Alle Decken sind von Stein und gewölbt, alle Fenster im ganzen Hause nur zwey Fuß breit und sechs hoch, und mit starken eisernen Stangen verwahrt. Im Erdschoß unter der Treppe ist eine Thüre, die zu einem Keller führt, in den aber niemand als Candor und Germain hineinkommen. Dieser Keller verschließt weder Wein noch Liköre, (unsere Einsiedler sind deren ganz entwöhnt) er enthält blos .... doch das ist ein Geheimniß, das wir wahrscheinlich noch entdecken werden, was uns aber vor der Hand verborgen bleiben muß. Jetzt wollen wir uns begnügen im Garten des Häuschens einen Spatziergang zu machen.

Sein Umfang beträgt ohngefehr anderthalb Acker. Drey Viertheile deßelben sind mit Erbsen, Bohnen, Erdäpfeln, Haser ꝛc. besät, und der Rest besteht aus einer kleinen Wiese, die Heu für das Pferd liefert. Er enthält auch einige Fruchtbäume, und am Ende einen sehr hohen Pappelbaum, der, wie es scheint, damals verschont worden, als man den Boden hier lichtete, um das Häuschen mit seinen Nebengebäuden zu errichten. An dem Fuß der Pappel rinnt über Kiesel ein klares Wasser, das weit von hier in der Tiefe des Walds entspringt, und sich eine Stunde weiter in einem schrecklichen Abgrund verliert.

Dieser Bach, der unsern kleinen Garten durchströmt, wird in seinem Laufe von einer kleinen mit Muschelwerk verzierten Schleuse aufgehalten. Doch hat das Wasser Kraft genug, sie zu übersteigen, und so fällt es, gleich einer Caskade, in ein Becken, das die Hände der Natur in einem Felsen auf der Wiese ausgehöhlt haben.

Eine kleine Brücke führt in ein Bosket, das Candor mit eigner Hand angelegt, und in dem der Philosoph am Abend von der Mühe des Tages ausruht. Auf diesem wilden und

stillen Plätzchen ladet alles zur Ruhe, zum Nachdenken und zur Betrachtung ein.

Alexis hob erstaunt über diese Wunder der Natur und Kunst die Hände gen Himmel, dem erhabenen Urheber unsers Daseyns Dank zu sagen, daß er ihn in diese herrliche Einsamkeit gebracht, wo er endlich im Arm der einzigen Geschöpfe, die er edelmüthig, theilnehmend, und tugendhaft gefunden hatte, der Ruhe zu genießen hoffte.

Klärchen, die ihn vor ihrem Vater herführte, machte sichs zum Geschäfte, ihm alle Schönheiten des Gartens zu zeigen, und war unerschöpflich in seinem Lobe. Da, sagte sie zu ihm, siehst Du diese Beete? Ich pflanzte und baute sie allein, jetzt wirst Du mir helfen, und die Arbeit wird mein größtes Vergnügen seyn . . . Sieh, da wollen wir ausruhen, wenn wir müde von der Arbeit sind . . . Aus dieser Quelle wollen wir unsern Durst löschen. Du reichst mir das klare Wasser, und ich nehme es aus Deiner Hand. Hier wollen wir zusammen plaudern . . Hier einen Schutz gegen die Hitze des Tages suchen. Ich drücke diese purpurne Früchte auf Deine glühende Lippen, und ihr Nektar erfrischt

dein Blut. O wie oft wollen wir gegen Abend in dieß Boſket gehen und uns ausruhen. — Hier wollen wir, der ganzen Erde unbekannt, fern von der Unruh und dem Geräuſch der Städte, uns ſelbſt leben, unſer Daſeyn genießen, und dem Vater unſerer Freuden dort oben danken! Die Sonne ſinkt, der Mond ſtreut durch die verſchlungnen Zweige, hie und da einige Strahlen ſeines Lichts. Die Erde ſchließt ſich auf, und verbreitet tauſend Wohlgerüche. Das ſanfte Murmeln des Quells, der zu unſern Füßen rinnt, verſenkt uns in ſüße Träume; Du drückſt meine Hand gegen Dein Herz, mein Herz klopft: wir ſind nicht mehr im Stande zu denken, allein wir ſehen uns in die Augen und genießen. O, Alexis, Alexis, glaube mir . . . bey uns wirſt Du das Glück finden — —

Vergebens bemühte ſich Alexis zu antworten. Er empfand zu viel und zu ſtark, um ſeine Empfindungen in Worte kleiden zu können. Er begnügte ſich Klärchens Hand zu drücken, und ſie mit dem ſtummen Gefühl anzublicken, das die Dankbarkeit beſſer ausdrückt, als alle Rednerphraſen. „O ja, ſagte

er endlich, mit halb erstickter Stimme: schon bin ich . . glücklich . . ich bins, so sehr mans seyn kann!“ —

Candor und Germain, die ihnen bald nachkamen, fanden unser zärtliches Paar in dieser süßen Verzückung. Germain schüttelte den Kopf, Candor lächelte, und seine Kinder errötheten.

Unterdeß begann die Nacht mit ihrem schlafbringenden Schleyer die Erde zu bedecken. Die Vögel, die sich in die Schatten zurück begeben hatten, erwarteten das gänzliche Einbrechen der Finsterniß, ihre Lieder zu endigen, und auf ihren belaubten Betten einzuschlummern. Die Nachtigall allein ließ noch ihren melodischen Gesang hören, und die Nachtvögel wagten es nicht, sie zu unterbrechen, und ihr trauriges Concert zu beginnen. Alles lud unsre Einsiedler ein, in das Häuschen zurückzukehren, um hier einer Ruhe zu geniessen, die sie nach den heftigen Rührungen des Tages und den Fatiguen der vergangenen Nacht, alle gleich sehr nöthig hatten.

Sie entbehrten der Bequemlichkeit, die verschwundene Hellung des Tages durch künstliches Licht zu ersetzen. Die Sonne schloß

ihre Augen und die Morgenröthe öffnete sie wieder. Jedes begab sich also auf sein Zimmer, und erst mit Anbruch des Tages kam man wieder zusammen.

Alexis begab sich also, nachdem er von seinen neuen Freunden zärtlich umarmt worden war, auf sein Stübchen. Er hatte sich vorgenommen, den Schlaf so lang als möglich von sich abzuwehren, um ganz ungestört über seine gegenwärtige Lage und das Betragen nachzudenken, das er annehmen müsse, seine großmüthigen Retter von seiner Dankbarkeit und Zärtlichkeit zu überzeugen.

Schon hatte er seinen Menschenhaß und sein Mißtrauen vergessen, als ein sonderbarer Zufall beydes stärker als jemals in ihm erweckte, und ihn in die größte Unruhe von der Welt versetzte.

Kaum hatte er sich seinen Betrachtungen überlassen, als er ein Geräusch an der Thüre hörte. Er lauschte. Es rasselte jemand mit einem Schlüssel . . . er fragt: wer ist da? Keine Antwort. In einem Augenblick aber ist die Thüre mit einem Vorlegschloß belegt, und der Kerkermeister verschwunden. „Wozu, dachte er, wozu diese unnütze Vorsicht?

Warum schließt man mich ein? Was will man von mir? . . o Himmel, sollte vielleicht Tücke und Verrath dahinter stecken? . . . Sollte dieß Haus, wo man mich so mit offnen Armen empfangen, eine Räuberhöle seyn? . . Doch nein! Leute wie Candor, Germain, Klärchen . . Klärchen! das ist nicht möglich. Die Bosheit kann sich nicht ganz verbergen und die Maske der Tugend annehmen: ein Blick, eine Geberde, die kleinste Bewegung verräth sie . . . Zuverläßig sind es rechtschaffene Leute: allein warum schließt man mich ein? Warum gab man mir auf meine Frage keine Sylbe Antwort? . . . Ganz gewiß steht man mir nach dem Leben. Ich habe zu viel Zutrauen geäußert: ich bin so unvorsichtig als möglich gewesen . . . ich hätte gleich denken sollen: in einem Walde! — Leute, die eine Art von Festung bewohnen! in einem Walde, der wegen der Räuber und Mörder, denen er zum Aufenthalt dient, berüchtigt ist!“ — — Und so ward ihm auf einmal alles verdächtig . . . . Er erinnerte sich an die Unterhaltung des Tags. Ein paar Worte von Candor, die ihm beyfielen, preßten ihm einen kalten Schweiß aus. „O mein Alexis, ich grün-

„de auf Deine Entschlossenheit sehr tröstende „Hoffnungen: Du sollst sie einst erfahren, „und mir helfen . . .“ Großer Gott, will man mich schwachen, hülflosen Jüngling zwingen, das abscheuliche Handwerk eines Straßenräubers zu treiben? Oder, was hatten diese Worte sonst für einen Sinn? . . . Sollte der Keller, den man mir allein nicht öffnete, eine Mord- und Raubhöle seyn? . . Gewiß liegt unter diesen dunkeln Worten und dem heimlichen Orte eine Schandthat verborgen . . . Alexis zweifelt nun keinen Augenblick mehr: sein Blut geräth in Wallung, seine Phantasie arbeitet, tausend schreckliche Gespenster steigen vor ihm auf: fürchterliche Erscheinungen wandern vor ihm vorüber: die Haare steigen ihm zu Berge, seine Zunge erstarrt . . . Endlich springt er auf, und beschließt, einen gewaltsamen Entschluß zu fassen . . . .

Das Fenster seines Zimmers ging in den Garten. Er war willens hinauszuspringen, sich über die Mauer zu retten, und dieses fürchterliche Haus zu fliehen, wo ihn die schrecklichsten Ahndungen peinigen. Allein ein unvermuthetes Hinderniß hält ihn auf,

und verwandelt seinen Verdacht in Gewißheit. Dicke eiserne Stäbe widersetzen sich seinen Absichten! Und nun war es außer Zweifel: er war gefangen, verrathen, verloren! —

So wie der furchtsame Vogel, der in die Schlinge des Jägers gefallen, und von diesem in einen Käfig gesteckt ward, mit den Flügeln schlägt, immer in seinem Gefängniß herumhüpft, mit dem Schnabel den Drat pickt, der ihn einkerkert, und sehnsüchtig nach dem Baum blickt, den er gewahr wird, und auf welchem er sonst in der Freyheit sein Nest hatte; eben so steht Alexis hinter dem fatalen Gitter, durch das er auf den Garten und die weite Strecke des Waldes sieht, dessen düstre Schatten ihn weit sicherer und erwünschter dünken, als das verhaßte Gefängniß, in dem er nun schon den Rest seines Lebens schmachten zu müssen fürchtet.

Doch, das war es noch nicht alles. Sein gefühlvolles Herz sollte noch einen heftigern Streich erdulden. Gott! wird er auch Kraft genug haben, das schreckliche Schauspiel zu ertragen, das sich seinen Blicken darstellen wird?

Es währte nicht lange, so hörte er die Kellerthür, den Gegenstand seiner Furcht, stark zuschlagen. Candor und Germain, jeder mit einer angezündeten Fackel in der Hand, kamen heraus. Eine Art von Bahre, mit einem schwarzen Leichentuch bedeckt, ruhte auf ihrer Schulter. Sie gehen durch den Garten schweigend nach dem Pappelbaum, der an dem Rand des Bachs steht. Hier setzen sie ihre Bürde ab, und die Entfernung hindert ihn genau zu bemerken, was sie sprechen und vornehmen.

Nur so viel erkennt er ohngefehr, daß Candor den Sarg öffnet, sich über ihn beugt, dann wieder aufsteht, und ein Feuer anzündet. Die Flamme steigt lodernd empor und verlöscht sogleich wieder. Der Baum ward von ihr versengt, die Blätter zischten, die Vögel, die auf ihm ruhten, entflohen mit traurigen Tönen. Drauf erlöschen die Fackeln und alles verschwindet.

Ist dieß Täuschung? Sind es Schattenbilder? Der Mond, vorher von dem Schimmer der bleichen Fackeln verdunkelt, streut jetzt wieder sein mattes Licht umher: die Vögel kehren nach ihrem Lieblingsbaum zurück. Can-

dor und Germain erscheinen wieder, gehen quer durch den Garten, und tragen den Sarg in den Keller zurück. Er hört die Thüre öffnen und schließen: er vernimmt das Knarren der Angeln und Schlösser — von nun an aber herrscht im ganzen Hause die tiefste Stille . . .

Der Leser setze sich einmal an Alexis Stelle! . . . . Er weiß, daß er furchtsam, argwöhnisch und mißtrauisch ist . . . Er denke sich seine Verwirrung, sein ängstliches Erwarten, sein Zittern! . . . So wohl die traurigen Gegenstände, die er sah, als das Unbegreifliche des Zwecks hatten ihm die Besonnenheit geraubt . . . Der Sarg, die hochlodernde Flamme! Die Ceremonie, die er nicht deutlich hatte erkennen können! Ist es der Körper eines unglücklichen Reisenden, den man verbrannt, nachdem man ihn gemordet und beraubt hat? . . . Das ist ihm so wahrscheinlich, so gewiß! Morgen, denkt er, erwartet dich ein gleiches Schicksal. Doch ich habe ja nichts im Vermögen, warum sollte man mich umbringen? Meine Habseligkeiten können sie doch unmöglich locken . . Und doch! und doch hab ich alles zu fürchten. Vielleicht

hat Candor, der von den Menschen betrogen worden, zur Befriedigung seiner Rache den Schwur gethan, jeden, der in seine Schlingen fallen werde, umzubringen . . . Auch du wirst die Zahl seiner Schlachtopfer vermehren . . . Alles bestärkt mich in dieser Vermuthung . . . Ach, was hab' ich dem Schicksal gethan, daß es mich in diese schändliche Mördergrube gerathen ließ? Gern wollt' ich mein Leben aufopfern — — es ist mir ohnehin verhaßt, — allein einem so schändlichen Verrath unterliegen; der Glaube an die Rechtschaffenheit und Menschlichkeit meiner Mörder . . das bringt mich in Verzweiflung. Ach, wenn nur der Tag anbräche! Da muß sich doch ihre Absicht zeigen, und dann kann ich erst einen festen Vorsatz fassen. Denn ruhig werde ich mich wahrlich nicht abschlachten lassen: nicht still und stumm meinen Mördern die Brust darreichen . . Sie sollen zittern; sie sollen mir mein Blut theuer bezahlen: eh ich sterbe, will ich mein Leben tapfer gegen alle vertheidigen. Gegen Candor, Germain und . . . Klärchen!

Klärchen! — — o unmöglich kann auch Klärchen strafbar seyn!!

Zweytes Kapitel.

Die Musikstunde.

Schon hatte Aurora längst die Nacht vertrieben und die Sonne fing an die Gipfel der Bäume zu vergülden. Der purpurrothe, wolkenleere Himmel verkündigte einen heitern Tag: eine angenehme Kühle, die Zephyr den glänzenden Tropfen des Thaues verdankte, sollte bald der Mittagshitze weichen, die ganze Natur war schön und ruhig, nur Alexis Herz war es nicht. Bleich, zitternd, ermattet erwartete er sein Todesurtheil, und hatte sich schon durch ein feuriges Gebet dazu vorbereitet. Dieß hatte die gute Folge, daß der Tumult seiner Sinne sich in etwas legte: er endigte es eben, als eine sanfte Stimme vor der Thüre rief: „Alexis, bist Du wach?“

Ja, rief er, ja, ich wache, und bin auf alles gefaßt . . .

Ich bin Candor, ich komme Deine Thüre aufzuschließen, und Dich zu umarmen.

Umarmen? Dieses Wort setzte ihn in die größte Verwunderung. Sollte das eine neue Schlinge seyn? Oder hätte ich mich geirrt? Tausend Ideen und Vermuthungen stiegen in ihm auf, indeß Candor, der die Thür geöffnet hatte und hereingetreten war, ganz betroffen über die zerstörte Miene und das erschöpfte Aussehn seines jungen Freundes da stand. Er sah ihm scharf ins Auge, faßte ihn bey der Hand, und redete ihn mit einem so rührenden und freymüthigen Ton an, daß Alexis sich nicht erwehren konnte, aufmerksam zu werden, und über seinen Verdacht zu erröthen. „Was fehlt Dir mein Sohn? Warum so verstört, so außer Dir? Etwa weil ich Dich diese Nacht in einer Art von Gefangenschaft gehalten habe? . . . Ich will nicht hoffen, mein Freund, daß Du Dich so weit vergangen haben wirst, mir böse Absichten gegen Dich zuzutrauen . . Ich fürchte nicht: ich würde mich in Deinem Namen schämen . . . Beruhige Dich, höre Deinen Vater, und überwinde diese kindische Furcht, die ich Dir nicht zugetraut hätte."

„Ich habe Dich gestern eingeschlossen, und ich werde diese Vorsicht alle Abend brau-

chen. Sie ist mir nöthiger, als Du vielleicht glaubst . . . Sie darf Dich nicht befremden; denn jeden Tag will ich Dir dafür tausend Beweise meiner Freundschaft geben. Doch fodere ich, daß Du schlechterdings nicht den mindesten Versuch machst, dieß traurige Geheimniß zu ergründen. Es ist mein einziges, laß es mir, Alexis . . Ach! wenn Du wüßtest . . . Mach Dich meines Zutrauens werth, lieber Sohn. Sey immer folgsam, zärtlich, bescheiden: im kurzen will ich Dir meinen Namen, meinen Stand und meine Unfälle entdecken. Suche diese Gunst zu verdienen . . . ich gestehe Dir, ich erwarte von Dir einen sehr wichtigen Dienst, aber einen Dienst, der sich auf Gerechtigkeit und Dankbarkeit gründet, und der, wenn Du mich anders liebst, Dir gewiß nicht schwer fallen wird. Ich bin alt, Alexis: ich bin schändlich, unmenschlich gemißhandelt worden. Man raubte mir das Theuerste, was ich auf dieser Welt besaß . . . Du sollst mein Rächer seyn . . Du sollst die Belohnung verdienen, die ich dafür bestimmt habe, eine herrliche Belohnung, deren Werth Dein Herz gewiß zu schätzen wissen wird. Dringe nicht in

mich, daß ich mich jetzt weiter erklären soll ... ich beschwöre Dich, laß mich noch eine Weile im Besitz meines Geheimnisses: der Tag ist nicht fern, an dem ich es in Deinen Busen ausschütten werde . . . Du wirst mich ganz kennen lernen: bis dahin aber muß ich Deine Neugier im Zügel halten. Ich mache Dir kein Verbrechen daraus; in Deinem Alter ist sie sehr natürlich. Laß Dir's gefallen, daß ich Dich alle Abende einschließe: ich bitte mir's zur Gefälligkeit aus: unter dieser Bedingung bleibe bey uns, lege Deine unzeitige Furcht ab, und sey innig überzeugt, daß Deine Unschuld in dieser entlegenen Einsamkeit, wo wir alle Religion, Weisheit und Tugend lieben, nicht die mindeste Gefahr läuft."

Diese Versicherungen, und die Miene des ehrwürdigen Greises beruhigten den Jüngling vollkommen. Der Balsam des Trostes floß in sein verwundetes Herz, und die Heiterkeit kehrte auf sein Gesicht zurück. Sein redliches, offenes Herz erlaubte ihm nicht, Candorn ein Geheimniß aus der Veranlassung seines Schreckens zu machen. Er erzählte ihm alles, lachte nun selbst über seine kindische Furcht, und umarmte ihn. Klärchens

Vater

Vater schien anfangs etwas betroffen, da er hörte, daß Alexis Zeuge seiner nächtlichen Ceremonie gewesen, doch ging das bald vorüber, er faßte Alexis Hand und beyde gingen nun herab zu Klärchen, die eben aufgestanden war, und eben so wenig geschlafen hatte als ihr junger Freund, wiewohl aus einer ganz entgegengesetzten Ursache. Die Liebe, die sich in ihr Herz eingeschlichen hatte, das Glück das sie zu genießen hoffte, die lachenden Bilder, die sie sich von der Zukunft machte, alles das hatte sie die ganze Nacht munter erhalten. Doch war sie darum nur desto schöner: ihre etwas ermatteten Augen gaben ihr ein schmachtendes Ansehn, das ihr von ihrem Vater einen scherzhaften Vorwurf zuzog, und worüber sie mit so viel Anmuth erröthete, daß Alexis sich die bittersten Vorwürfe machte, daß er je einen Augenblick an der Aufrichtigkeit dieses holden Mädchens zweifeln können.

Germain kam nun auch zur Gesellschaft, und alle drey baten den neuen Gast, ihnen eine Probe seiner Geschicklichkeit auf dem Klaveßin zu geben. Alexis ließ sich nicht bitten: er sang ein rührendes Lied, und seinen Zuhörern standen die Thränen in den Augen.

Klärchen setzte sich nach ihm hin, und ob sie gleich viel mittelmäßiger spielte, so war Alexis doch über ihr Spiel und noch mehr über ihren Gesang entzückt.

So verfloß der Tag unter angenehmen Zerstreuungen. Den Abend ward Alexis abermahls eingeschlossen: allein jetzt ließ es ihn ganz ruhig, und er schlief vollkommen ruhig bis an den Morgen.

Man war übereingekommen, daß der Unterricht, den Alexis Klärchen versprochen hatte, gleich den folgenden Tag seinen Anfang nehmen sollte. Er kam also zu ihr herunter. Candor und Germain waren theils im Garten, theils im Hause beschäftigt, und unser junger Lehrer blieb folglich allein mit seiner Schülerinn. Aus der Darstellung, die wir von der ersten Stunde geben wollen, kann man auf alle übrigen schließen, die Klärchen von ihrem intereßanten Lehrer erhielt. Wir wollen ihnen also in den Musiksaal folgen, und sie belauschen, ohne sie zu stören:

Alexis. Klärchen, das Lied, das du gestern sangst, war allerliebst... hast du's für mich gemacht?

Klärchen. Für wem sonst? Gibt es zwey Alexis in der Welt?

Alexis. Eben so geht mir's auch. Ich habe viel schöne Mädchen gesehn, aber unter allen war nur Ein Klärchen.

Klärchen. Du spottest. Mir fehlen ja die Reize — der Putz = =

Alexis. Putz ist das Werk der Kunst: Reize sind ein Geschenk der Natur, das dir reichlich zu Theil ward, und womit du eine Seele verbindest = ein Herz = =

Klärchen. Ein Herz = lieber Alexis, erst seit zwey Tagen habe ich gemerkt, daß ich ein Herz habe = = = erst, da ich dich sah = und das ist sehr begreiflich = = =

Alexis. Hat es nie für deinen Vater geschlagen?

Klärchen. O gewiß, aber das ist ein ander . . . Gefühl. Ich will ihn bitten, mir den Unterschied dieser Empfindungen zu erklären.

Alexis. Deinen Vater?

Klärchen. Warum nicht? Warum soll ich meine Gefühle vor ihm verbergen? Ich will keinen andern Vertrauten haben, als ihn! . . Ja, Alexis, wenn wir zusammen spazi=

ren gegangen sind, wenn wir uns in dem kleinen Bosket ausgeruht haben, wenn wir uns den Tag über hundertmal gesagt haben, daß wir uns lieben, dann werde ich allemahl den Abend erzählen, was wir gesprochen haben . . .

Alexis. O Himmel: hüte dich . . .

Klärchen. Nu, was findest du wunderbar daran? Es freut meinen Vater immer, wenn ich glücklich und zufrieden bin. Warum sollte er denn böse werden, wenn du mir Vergnügen machst?

Alexis. Hat er niemahls von der Liebe mit dir gesprochen?

Klärchen. O freylich wohl, und das recht oft. Er hat mir hundertmahl gesagt, daß die Liebe eine traurige Leidenschaft ist, die die Sinnen und Vernunft verwirret, und eifersüchtig, unruhig, wüthend macht . . . Er hat mir recht sehr verbothen, dieser grausamen Leidenschaft nachzugeben.

Alexis. Aber unsre Liebe, Klärchen, wird er doch billigen.

Klärchen. Unsere? — — Du irrst dich. Was ich für dich fühle, ist nicht Liebe. Ich empfinde nichts von dem, was mein

Vater sagte, und es sollte mir auch sehr leid thun . . .

Alexis. Die liebe Unschuld! . . o Klärchen, erhalte dir immer dieses reine Gefühl, und hüte dich stets vor jener wilden Leidenschaft. Und doch, wenn du mir folgen willst, sage deinem Vater nichts . . .

Klärchen. Höre, Alexis, ich werde dich nicht länger lieben, wenn du mich hinderst, meinen rechtschaffenen Vater in mein Herz sehen zu laßen . . . Nein, Er, und Er allein soll stets die geheimsten Gedanken meines Herzens erfahren: auch seinem alten Freund, unserm Germain, sollen sie nie verborgen bleiben . . .

Alexis. Recht schön, erzähle sie der ganzen Welt . . Klärchen, Klärchen, du bereitest da uns viel Verdruß, wenn . . . .

Klärchen. So bist du nun: über alles machst du dir arge Gedanken. . . Doch still davon, und nun zur Lection . . .

Alexis. Du verstehst mich nicht . . . Wenn du die Menschen kenntest . . .

Klärchen. Die Menschen! — mein Vater ist nicht die Menschen — —

Alexis. Es ist wahr, er ist so gut, so edelmüthig! — — Doch, sage mir, kennst du seine Schicksale?

Klärchen. Nein. Aber Germain weiß sie —

Alexis. Hast du deine Mutter gekannt —

Klärchen. Ja — Ach! sie liebte mich so zärtlich als ich sie . . .

Alexis. Was ist aus ihr worden?

Klärchen. Das hab' ich nie erfahren. Bis in mein achtes Jahr ward ich im Kloster erzogen, wo mich meine Mutter oft besuchte. In der letzten Zeit indeß bekam ich nichts mehr von ihr zu hören und zu sehen, und mein tugendhafter Vater ließ mich hieher kommen, wo er mir hundertmahl sagte, daß seine Gattinn, und sein Sohn (mein Bruder, den ich niemahls gesehn habe) nahe bey uns wären, daß er sie täglich sehe, und daß ich selbst nach einigen Jahren das Glück haben sollte, sie zu umarmen. Sie müssen beyde, eben so, wie er, recht unglücklich seyn, denn mein Vater und Germain sprechen ihre Namen nicht aus, ohne einen Strohm von Thränen zu vergießen.

Alexis. Und du hast dich nie näher erkundigt? . .

Klärchen. Ich sah, daß mein Vater es als Geheimniß behandelte, und ich hatte zu viel Ehrfurcht für ihn, es ihm auszupreßen . . . Ich weiß, zum Beyspiel, daß er alle Nachte mit seinem alten Diener in den Keller herunter geht, der unter unserm Häuschen liegt. Sie bleiben ohngefähr eine Stunde darin, und dann geht jeder wieder auf sein Zimmer. Jährlich gehen sie an einem bestimmten Tage in den Garten, wo sie unter dem großen Pappelbaum, ich weiß nicht was für eine Ceremonie verrichten. Ich habe ihnen nie nachgehn können: denn sie schließen mich alle Abende, so wie dich, ein.

Alexis. Eben das hat mich die vergangene Nacht so erschreckt! —— —— Klärchen, ich errathe einen Theil seines Unglücks! Ach, gewiß sind sein Sohn, seine Gattinn Opfer der Verrätherey worden . . . .

Klärchen. Du hältst sie also für todt?

Alexis. Kannst du zweifeln?

Klärchen. Ich soll sie ja aber wieder sehen . . . wie reimt sich das zusammen?

Alexis. Er braucht einen Rächer, und das will ich seyn ... Ich will handeln, als wäre das Unrecht mir selbst wiederfahren: er soll seinen Alexis kennen lernen!

Klärchen. Ach, mein süßer Freund, wenn du wüßtest wie er dich liebt ...

Alexis. Der herrliche Mann!

Klärchen. Er hat schon mit mir von dir gesprochen. Liebe Tochter, sagte er, wenn dein Herz einst fühlbar werden, wenn du lieben solltest, so wende alle deine Neigungen auf Alexis: ich glaube, daß er deiner werth ist, doch er muß dich verdienen. Sey du der Preis des wichtigen Dienstes, den ich von ihm erwarte! Wenn er dich liebt, so wird er alle meine Wünsche erfüllen.

Alexis. Himmel, das hätt' er dir gesagt — —

Klärchen. Das sind seine eignen Worte. Und nun siehst du gewiß selbst ein, wie schändlich es seyn würde, wenn wir sein Zutrauen misbrauchen wollten ...

Alexis. O, was für ein Mann! oder soll ich nicht vielmehr sagen, was für eine wohlthätige Gottheit! Wir wollen uns lieben, meine zärtliche Freundinn, wir wollen uns

lieben, und mit stiller Sehnsucht dem glücklichen Augenblick entgegen sehn, in dem der Seegen eines solchen Vaters, heiliger und kräftiger als der Seegen eines Priesters, das Band unserer Liebe ewig und unzertrennlich knüpfen wird . . .

So brachten sie die zum Unterricht bestimmte Zeit meist mit verliebten Gesprächen und gegenseitigen Eröffnungen zu. Doch endlich machte Alexis, der selbst wünschte, daß die glücklichen Talente, die die Natur seiner Schülerinn verliehn, nicht unausgebildet bleiben möchten, mehr Ernst, und wirklich ward Klärchen in kurzer Zeit sehr stark in der Musik, dem Zeichnen, und selbst in ernsthaften Wissenschaften, als zum Beyspiel, der Geschichte, der Mathematik, Physik, und Astronomie.

Drittes Kapitel.

Eine Lücke. Die Waldstimme.

Der glückliche, von seinen neuen Freunden geliebte Alexis, hatte seine vergangenen Unfälle vergessen. Musik, Gartenbau, bisweilen eine Jagd am Eingang des Waldes, dieß und seine übrigen Beschäftigungen füllten alle seine Stunden aus, und für die Langeweile blieb kein Augenblick übrig.

Wie süß und rein waren die Vergnügungen unsrer vier Einsiedler! Sie hatten alles, was sie bedurften, sie nährten keinen unerfüllten Wunsch, und die ganze Natur schien ihre Freystätte zu ehren, und zu ihrem Glück beyzutragen. Der Blitz, der ohne Unterlaß die hohen Gipfel der Bäume des Waldes zersplitterte, war nie in ihre Mauern gedrungen. Die Räuber, die man täglich in der Nähe rufen und schießen hörte, hatten nie den vielleicht unausführbaren Plan gemacht, die Schutzwehr zu ersteigen. Germain kam alle Jahr nur Einmal heraus, wo er nach St. Mar-

cellin ging, Früchte einzukaufen, und ohne Zweifel hatte er es einem sichtbaren Schutz des Himmels zu danken, daß er nie angefallen worden war. Candor, der es Klärchen ausdrücklich verboten hatte, ihrem jungen Freund etwas von dem heimlichen Gang zu sagen, durch den sie geführt worden, als sie ihm in dem Thal bey Romans begegnete, hatte den Plan, ihm selbst alle diese Umstände zu seiner Zeit bekannt zu machen, und seinen Arm zu einer grausamen Rache aufzufodern, mit der er schwanger ging, und die er, ehe er ins Grab sänke, an seinen Feinden zu nehmen brannte.

Zu diesem Zweck suchte er Alexis Charakter immer mehr auszuforschen. Es freute ihn sehr, ihn immer standhaft und entschlossen zu finden, er dankte dem Himmel, daß er ihm das einzige Wesen in seine Einsamkeit gesendet habe, das fähig sey, seine Plane auszuführen. Mit Vergnügen bemerkte er die Liebe der beiden jungen Leute, er begünstigte sie, und suchte sie selbst noch mehr anzufachen, in der Hoffnung, sie zu seinem Vorhaben zu benutzen. Da seine Tochter ihm alles, Handlungen, Gedanken, Empfindungen anvertraute,

so konnte er die Fortschritte dieser Leidenschaft genau berechnen, und erwartete nur, daß sie den höchsten Grad erreiche, um dem Alexis seine Geheimnisse zu entdecken. Dabey verbot er seiner Tochter aufs strengste, ihrem Liebhaber die geringste Freyheit zu verstatten. Er folgte ihnen allenthalben nach, beobachtete jeden ihrer Schritte, und vorzüglich fürchtete er die Gefahr, worein ihre Unschuld in dem kleinen Bosket gerathen könnte. Nie ließ er sie allein darin, er kam sogleich dazu, und nahm sie mit sich ins Häuschen zurück. Sein Mistrauen beschränkte sich nicht auf seine eigne Wachsamkeit, auch Germain mußte stets die Augen über sie offen haben.

Allein alle diese Vorsicht war sehr überflüßig. Alexis war zu tugendhaft, von zu feinem Gefühl, um die Pflichten der Gastfreundschaft zu verletzen, und Klärchen war zu keusch und zu folgsam, als daß sie die Befehle ihres Vaters hätte übertreten und einen Fehler begehen sollen, den sie ihm nicht hätte gestehen können. Ueberdieß ward ja ihre Liebe begünstigt, und man versprach ihnen, ihre Wünsche zu krönen. Es war ihnen erlaubt sich zu lieben, und sie durften sichs unter den

Augen ihres Vaters sagen. Die Freyheit schützte sie selbst von dem Gedanken an die Sünde, und wenn ja bisweilen die Liebe sich erkühnte, die Binde über ihre Augen zu schieben, so schwang die Vernunft sogleich ihre Fackel, und zeigte ihnen den Abgrund, in den sie in Begriff wären sich zu stürzen, und ließ ihnen die Schande und die Gewissensbiße sehen, die sich ihrer beym Austritt aus dem gefährlichen Boßket so gleich bemächtigen würden. Die beyden Kinder liebten sich also, aber mit einer reinen, anständigen Liebe, die auf Tugend, Selbstachtung und die Einwilligung ihres Vaters gegründet war.

Süße Neigung der Seele, die kein niedriger Sinnenkizzel schändet, die Ruhe, Empfindung und Nachdenken befriedigen, die die nagenden Gewißensbiße nicht kennt, noch das verrätherische Geheimniß, noch das strafbare Mistrauen: die die Eltern sehn und billigen! — Ach, wie wenig Herzen sind gemacht, dir zur Freystatt zu dienen!

Indeß bemerkte Alexis, daß Candor und Germain alle seine Schritte beobachteten, und dieß Mistrauen kränkte ihn. Der bloße Gedanke, daß man ihm eine Niederträchtigkeit

zutrauen könne, vergiftete das Vergnügen, das er genoß. Oft ging er nach der Rückkunft von einer ländlichen Promenade, wo Candor eine herrliche Unterhaltung gestört hatte, auf sein Zimmer, und vergoß da, gleichgültig gegen die Liebkosungen des Alten, einen Strohm von Thränen. „Wie?“ rief er aus, „ich, ich sollte fähig seyn . . . man kann so einem Gedanken nur einen Augenblick Gehör geben? Man belauscht mich, als fürchtete man, ich könnte mich so weit vergessen, das Zutrauen, das man mir erweißt, zu täuschen, und die Unschuld zu verführen! . . . Gott! was habe ich gethan, einen solchen Verdacht zu verdienen! Sie wollen also muthwillig das Herz verkennen, das sich ihnen so offen zeigt? Sie wissen nicht, wie zärtlich, wie dankbar dieses Herz ist, wie grausam es ein so entehrender Verdacht verwundet! Ja, die Menschen werden mich ewig verkennen! . . O Candor, Candor, wie viel Kummer machst du mir! . . .“

Oft überraschte ihn Candor, wenn er so im düstern Nachdenken vertieft war, und forschte nach der Ursache seiner Traurigkeit: aber Alexis verschwieg sie stets. Die Erinne-

rung an seine Unfälle diente ihm zum Vorwand, und der Alte, der wußte, daß er offenherzig und freymüthig war, glaubte es, tröstete ihn, bat ihn, einen Weg durch den Garten mit ihm zu machen, und oft gelang es ihm durch seine Liebkosungen und seine Vorstellungen die Melancholie seines jungen Freundes zu zerstreuen.

* * *

Hier findet sich in der Originalhandschrift eine Lücke von ohngefähr zwanzig Seiten. Aus einigen halbzerrißenen Blättern sieht man indeß, daß diese Lücke nicht viel zu bedeuten hat, und daß sie gröſstentheils eine Schilderung der Arbeiten und Vergnügungen der vier Einsiedler enthielt, so wie die Fortschritte der Liebe der beyden jungen Leute. Ich hielt es für unnütz, diese Lücke aus meinem Kopf auszufüllen, da das Interesse des Ganzen nicht das mindeste dabey verlieren kann. Ich fange also ohne Bedenken erst da wieder an, wo die Erzählung auf folgende Weise fortläuft:

* * *

So brachten Candor und Klärchen Alexis und Germain ihr Leben in der Siede

ley zu. Jeden Tag endigten sich ihre Beschäftigungen mit einem ländlichen Spatziergang, alle vier setzten sich in das kleine Bosket am Rand der klaren Quelle. Dann kehrten sie zurück, nahmen zusammen ein frugales Mahl ein, und genossen dann die Süßigkeit eines ruhigen Schlafs, der erst von dem Anbruch der Morgenröthe und dem Gesang der Vögel unterbrochen ward.

So verfloß ein Jahr: unsre jungen Leute liebten sich nicht mehr, sie beteten sich an. Es war eine gewaltsame Leidenschaft, die keinen andern Zaum als die Hoffnung einer nahen Vereinigung hatte. Sie waren entschlossen, mit Candor von der Sache zu sprechen, und ihn fußfällig zu bitten, daß er ihnen den väterlichen Seegen geben möge, ein Band das so heilig in ihren Augen war, als das mystische Sakrament der Ehe, das sie in ihrer Lage nicht empfangen konnten. Eben dieser Moment war es, den der so schlaue als rachsüchtige Alte erwartet hatte, um seinem jungen Gast seine Projekte zu entdecken. Er selbst hatte in seinem Herzen alle Flammen der Liebe genährt, und sie blos deshalb zu dem höchsten Grad der Leidenschaft anwachsen laßen, um

der

der Bereitwilligkeit des Jünglings, seine Absichten zu begünstigen desto gewisser zu seyn. Gleichwohl kannte er die Standhaftigkeit und den Muth dieses jungen Mannes noch nicht genug: er wollte einen Versuch machen, ob er ihm wirklich unzertrennlich zugethan sey, und beschloß daher, die Erzählung seiner unglücklichen Schicksale, die er ihm versprochen hatte, noch eine Weile hinauszusetzen.

Alexis hingegen, der stets mistrauisch und argwöhnisch war, ward über diese Verzögerung des Alten unruhig. Er hatte unzähliche mahl in ihn gedrungen, ihn mit dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit zu verbinden, von dem Alten aber immer die Antwort erhalten: „Mein Sohn, für mich ist es nicht genug, daß du meine Tochter liebst, und daß du die gute Absicht hast, sie glücklich zu machen: deine Freundschaft für ihren Vater muß wenigstens deiner Liebe zu ihr gleich seyn, und Klärchens Hand wird dir nicht eher übergeben, als ich überzeugende Beweise von deiner Zuneigung erhalten habe.“ Alexis bat ihn nun mit weinenden Augen, daß er sagen möchte, was für Beweise er verlange? Candor antwortete ihm nicht, sondern drückte ihm stumm,

mit einer traurigen Miene die Hand, und begab sich hinweg.

Welch eine traurige Lage für unsern jungen Helden! In diesen Augenblicken erneuerte sich die Erinnerung seiner vergangenen Unfälle und er vergoß die bittersten Thränen?

Eines Tages war er bis an den Eingang des Waldes gegangen, um daselbst Holz zu fällen. Wie erstaunte er, als er seinen Nahmen in die Rinde eines Baums eingeschnitten erblickte! Er nähert sich, sieht, daß noch mehr dabey steht, und liest mit Schaudern diese wenigen Worte: „Alexis flieh Candorn, flieh das verrätherische Häuschen, wo man das empörendste Verbrechen von dir erwartet!!“

Ungeheuer, rief er sodann voll Unwillen aus, du magst seyn, wer du willst, du bist ein Lügner, ein Betrüger . . Candor ist ein Freund der Tugend, einer der edelsten, besten Menschen, und sieh! so viel mach' ich mir aus deiner schändlichen Verläumdung! — So sagte er, hob die Axt auf, und zerstörte mit wiederhohlten Hieben die verhaßte Inschrift, der er weit entfernt war Glauben beyzumessen, und die dennoch in seiner Seele ein gewisses

Unbehagen, eine Aengstlichkeit zurück ließ, die er vergebens los zu werden suchte.

Welcher Feind meiner Ruhe, sagte er auf dem Rückweg zu sich selbst, welcher Verräther mag mir diesen hinterlistigen Rath ertheilt haben? Ich kenne niemand in der ganzen Welt, und doch kennt man mich und doch weiß man, daß ich in diesem Wald wohne? Warum will man mich von hier vertreiben, warum das Glück, das ich hier genieße, dadurch vergiften, daß man ungerechten Argwohn in mein Herz streut? Nein, mein Herz hegt dich nicht: ich argwöhne nichts: fern von mir strafbares Mistrauen! O mein Vater, du solltest mich zum Laster bilden, du, der weiseste und edelste aller Sterblichen! — — O warum kann ich nicht mit eigner Hand den schändlichen Verläumder würgen, der sich erfrechte, seine Tugend zu beschmitzen! — Aber, wer er nur seyn mag? Welches Interesse kann er haben mir diesen gefährlichen Rath zu geben? Was liegt ihm an meiner Existenz, — — Kennt er mich? Sollt' es mein Vater seyn, oder Dumont, der — — Gott! ich habe die Schrift nicht genau gnug angesehen! Vielleicht hätte ich entdeckt . . .

Solltet Ihr es seyn, meine theuern Unglücklichen, die ich so zärtlich liebte? Solltet ihr mir eure Zärtlichkeit wieder schenken, mich wieder in Eure Arme aufnehmen wollen? Ja ich erkenne die Hand, die diese Züge eingrub: ja es wird mir immer klarer . . . Ich Rasender! warum mußte ich sie so bald vertilgen? Vater! Dumont! — Wär es möglich . . . aber welcher Anschein . . wohin treibt mich die wilde Hitze? . . . Ist es nicht die größte Thorheit zu glauben, daß mich irgend jemand hier vermuthen, daß man errathen könne . . . Nein, ich will diesen verführerischen Wahn nicht länger nähren. Es ist ausgemacht, ein Unbekannter schrieb diese Worte, ein übelgesinnter Mensch, der mich in eine Falle locken wollte. Ich will fliehen, und nie wieder den Fuß über die Mauer der sichern Wohnung setzen . . . Ich will meine rechtschaffene Freunde ehren und lieben, und die schwarze Verrätherey, die den Baum mit ihrem Gift befleckte, als das schändlichste Laster betrachten . . . Erröthe Alexis, schon das macht dich strafbar, daß du die Aufschrift nur gelesen hast. . . .

Alexis kam nach Hause, und Candor, der seine verstörte Miene bemerkte, machte ihm über seinen beständigen Tiefsinn Vorwürfe. Er stammelte, und entschuldigte sich so gut er konnte. Er fühlte das Bedürfniß der Einsamkeit und ging daher allein in der Tiefe des Gartens am Rand des Bachs spatzieren. In seine Betrachtungen versenkt näherte er sich der Mauer, die den Garten von dem Wald absonderte, und glaubte plötzlich eine sanfte Stimme zu hören, die ihn bey seinem Nahmen rief. Er sah hin, horchte, und hörte bald sehr vernehmlich folgende Worte, die eine Person an ihn richtete, die im Wald am Rande des Grabens stand, der die Mauer der Wohnung bespülte: „Alexis, deine Leiden sind zu Ende. Wirf die Augen auf den Bach, der zu deinen Füßen fließt, und lies!“

Alexis stand unbeweglich, wie eine Bildsäule. Als er die Aufforderung befolgte, und in den Bach sah, erblickte er zu seinem doppelten Erstaunen einen Brief an den Zweig eines Baums befestigt, den der Unbekannte am entgegen stehenden Ufer ins Wasser geworfen hatte und der durch eine am Fuß der Mauer angebrachte Oeffnung in den eingeschlos-

senen Platz jenseits des Bachs gekommen seyn mußte.

Alexis fing den Zweig auf, band den Brief los, und las hastig folgende Worte, die ihn in die größte Unruhe versetzten:

„Endlich, Alexis, scheint der Zorn des „Himmels besänftigt: dein Vater erkennt dich „für seinen Sohn. Verlaß dein Häuschen „und den gefährlichen Wald: komm zu ihm „nach St. Etienne, wo er dich nebst deinem „Freund Dumont erwartet. Er reicht dir „die Arme, dich an sein Herz zu drücken ... „Morgen bey Sonnenuntergang begib dich „allein in den Wald, dahin, wo zusammen„laufende Wege einen Stern bilden, in „deßen Mitte fünf hohe Fichten stehn. Da „wirst du einen sichern Führer finden, der „dich in die Arme des unglücklichsten und „zärtlichsten aller Väter geleiten wird.“

Welche eine Nachricht für Alexis! Er wollte sich bey dem Unbekannten näher erkundigen, allein er stand ihm nicht Rede. Wahrscheinlich hatte er sich entfernt. Sein Vater erwartet ihn, sein Vater erkennet ihn für seinen Sohn ... Gott! in welchem Augenblick erhält er diese Nachricht, die ihn

zu jeder andern Zeit so glücklich gemacht haben würde! . . Allein was soll er jetzt thun? Soll er die Liebe der Natur aufopfern? Soll er die Dankbarkeit aus kindlicher Zärtlichkeit verrathen? Soll er sich aus den Armen seines großmüthigen Freundes losreißen, um in die Arme seines Vaters zu fliegen? Welche Verlegenheit! welche grausame Verlegenheit!

Eine lange Weile blieb er so in tiefe Betrachtungen versenkt stehn. Alles, was ihm begegnet war, schien ihm ein Traum: und doch kann er nicht an der Wirklichkeit dessen zweifeln, was er sieht und liest . . . . Sein Vater ruft ihn wieder zu sich: allein wie hat er seinen Aufenthalt entdecken können? Durch wen hat er ihn erfahren? Und da er ihn kennt, warum kömmt er nicht selbst? besucht ihn, hohlt ihn ab, und dankt dem guten Alten, der seinem Sohn eine Freystätte bey sich verstattete? Warum scheut er sich, unter Candors Augen zu treten? Gerechtigkeit, Dankbarkeit, alles macht es ihm zur Pflicht. Allein . . . sollte er vielleicht meine Liebe zu Klärchen wissen und die Folgen dieser Leidenschaft fürchten? In diesem Fall wäre seine persönliche Gegenwart doppelt nothwen-

dig, ihr desto kräftiger entgegen zu arbeiten .. Ueberdieß ist der Brief, den mir der Unbekannte zustellte, offenbar nicht von meines Vaters Hand: warum schrieb er nicht selbst ?.. Das Geheimniß, der Unbekannte, der Wegweiser, der mich erwarten soll, das alles ist sehr verdächtig. — — Sollte es nicht ein neuer Fallstrick des Verläumders seyn, der mir schon einen treulosen Rath im Walde gab? . . . Gewiß, gewiß ists eine Schlinge: ich habe heimliche Feinde, die mich ins Verderben stürzen wollen, die mich aus meiner Freystatt zu locken suchen, um mich ihrem Haß aufzuopfern. Alle Menschen stellen mir nach, und ich möchte fliehen, so weit ich wollte, nie würde es mir an einem Verräther fehlen, der mir nachstellte . . . Und doch, wenn es wahr wäre . . . wenn mein Vater, wenn Dumont wirklich in dem Flecken St. Etienne wären. — Wer weiß . . . sie verließen mich in Valence, allein es ist recht wohl möglich, daß sie mich auf jedem Schritt beobachten laßen, und mir selbst bis in das Häuschen Beobachter nachgeschickt haben . . alles das ist möglich, sehr möglich . . . Was hab ich nunmehr zu thun, welchen Entschluß

zu faßen? . . . — Von der einen Seite ruft ihm die Natur zu: Kannst du die Umarmung deines Vaters fliehen? . . von der andern vereinigen sich Liebe und Dankbarkeit ihn zurückzuhalten. . . Wem wird er folgen? Welche Stimme dringt mächtiger an sein Herz? welche trägt den Sieg davon? O, Alexis, Alexis, was wirst du thun; Unglücklicher, was wirst du thun?

Viertes Kapitel.

Der unterirrdische Tempel.

Schon hatte der junge Tag den Vater des Lichts wiedergebracht. Die Vögel begrüßten ihn durch die süßesten Konzerte, die ganze erwachende aufblühende Natur schien sich in seinen glänzenden Strahlen zu freuen. Alexis, der gewohnt war, dieses majestätische Schauspiel täglich zu betrachten und zu bewundern, hatte nicht die geringste Acht darauf. Er hatte die ganze Nacht unter den traurigsten Betrachtungen zugebracht, und so sah er kaum die Morgenröthe anbrechen, als er ans Fenster trat, und seinen traurigen Blick über die weite Strecke des Waldes, der vor ihm lag, wandern ließ. Seufzer schwellten seine Brust, das Blut schlug gewaltsam in den Adern, das Herz war so gepreßt, als wollt' es zerspringen. Im Geist war er da, wo er glaubte, daß sein Vater ihn erwarte. Den Flecken St. Etienne konnt' er nicht erkennen, allein er errieth seine Lage indem er

so schloß: Romans liegt gegen Mittag, hier ist St. Marcellin, folglich liegt St. Etienne diesem mit Wald bedeckten Berg gegenüber. Ja dort ist St. Etienne! Mein Vater und Dumont sind nahe bey mir. O warum können meine Augen nicht durch die Gegenstände dringen, die uns trennen, warum kann ich Euch nicht sehen und betrachten! Doch ja ich seh Euch, ich betracht' Euch im Geiste. Sie sind dort zusammen in Einem Gasthof; sie seufzen, sie fragen: Wird Alexis auch zu uns kommen? Wird er seinen Vater seiner Geliebten vorziehen? Wird die Natur mehr Gewalt über ihn haben, als die Liebe? Werd' ich ihm vergebens die Arme entgegen strecken, und ihn mit lauter Stimme zu mir rufen? Ach mein Sohn! komme, komme, ich sehe mit Vaterblicken auf dich, meine Augen sehnen sich ihre Thränen auf deinen Busen zu ergießen, mein Herz das Klopfen des deinigen zu fühlen. Wirst du kommen, mein Alexis, wirst du kommen? — : : Ja mein Vater ich werde kommen, ich werde deine Knie umfassen, unsere Seelen werden zusammenfließen. . . . O Alexis, undankberster aller Menschen, und du konntest nur einen Augen-

blick anstehn? Blick in dein Herz, es wird dir deine Schuldigkeit vorschreiben, es wird dir sagen: was ist eine Geliebte, was ist ein Wohlthäter? Gehn sie einem Vater vor? Dürfen Freundschaft und Erkenntlichkeit Vaterliebe und Gehorsam verdrängen. O geweihte Nahmen! Vater! Sohn! seyd ihr nicht heiliger, als die Nahmen Freund, Geliebte!... Ich bin entschlossen: so bald die Sonne nur noch die Spitzen der Berge bescheint, entferne ich mich aus dem Häuschen und verlaße Candor und ... Klärchen auf ewig! ... auf ewig! Gott! auf ewig ... so edle, so rechtschaffene Leute! ... O mein Vater, was für ein Opfer begehrst du von mir? ... es geht über meine Kräfte, ja ich fühle, daß ich es unmöglich vollziehen kann! ... Aber warum, Grausamer, kamst du nicht selbst?.. Warum läßt du mir durch eine dritte Hand schreiben? — — Dieser Brief, der Unbekannte, der Führer, der mich diesen Abend auf dem Stern an den fünf Fichten erwarten soll .. Doch .. sollte dieser Führer mein Vater selbst seyn? ... ja, nun geht mir plötzlich ein Licht auf, du bist es selbst, mein Vater, dich soll ich im Walde finden. Mein

Herz sagt mir, es kann nicht fehlen . . . . Sonne, beflügle deinen Lauf, sieh das Glück, das mich an Ende deiner Bahn erwartet! Gieb einem Sohn seinen Vater wieder, und dein Untergang wird mir schöner glänzen, als dein Mittag. . . .

Die Idee, daß es sein Vater sey, den er im Walde finden werde, machte einen solchen Eindruck auf ihn, und war ihn so gewiß, daß er nun nur noch für Freude weinte. Bald ward es wieder stille in seiner Seele und Heiterkeit saß auf seiner Stirn. Er ging zu Klärchen herunter, gab ihr eine Musikstunde, und suchte drauf Candorn auf, von dem er sich die Erlaubniß erbat, den Nachmittag jagen zu dürfen. Er gab sie ihm, unter einer feurigen Umarmung, und nannte ihn seinen lieben Sohn. Dieß brachte unsern jungen Helden ganz aus der Fassung: seine Entschlossenheit verließ ihn, sein Vorsatz war halb aufgegeben, sein Herz verschloß sich, und in seiner Seele war alles so schwankend wie vorher.

Klärchen, die er drauf allein sprach, machte die Verwirrung vollständig. Alexis, rief sie ihm schon von weiten zu, freue dich: mein Vater will deine Wünsche befriedigen.

Er hat mirs versichert. Diesen Abend sollst du seine Geheimnisse erfahren, und ich auch. O Gott, wie seufze ich nach diesem glücklichen Augenblick .. aber was fehlt dir? du siehst traurig aus? Liebst du meinen Vater nicht mehr .. liebst du ... mich nicht mehr? Und du hast mirs doch so oft beschworen! ... Hör' Alexis, wenn ich wüßte, daß du ein undankbarer Mensch wärst ... ich könnte dich — — — nicht länger achten. Wie er mich ansieht — — er weint? jetzt? ... O Sie dürfen nicht böse werden, mein Herr, es ist doch nichts beleidigendes in dem, was ich Ihnen sagte. — Alexis wollte antworten, aber die Beklemmung machte es ihm unmöglich. Er begnügte sich ihr die Hand zu drücken, und entfernte sich dann. Klärchen, die ihn nie so niedergeschlagen gesehn hatte, ließ ihn gehen, ihre schönen Augen standen voll Thränen. Ohne zu wissen, was sie that, ging sie ihrem jungen Freunde nach. Am Rand des Bachs nah an der Brücke, die in das kleine Bosket führte, blieb sie stehen, und war sehr überrascht, als sie den Alexis erblickte, der mit der Spitze eines Messers etwas in die Rinde der großen Pappel eingrub. Sie

versteckte sich hinter eine alte Weide, beob- achtete jede Bewegung ihres Geliebten, und wartete nur, bis er sich entfernt haben würde, um zu lesen, was er in den Baum schneide. Alexis unterbrach seine Arbeit von Zeit zu Zeit damit, daß er Augen und Hände gen Himmel hob, und tiefe Seufzer ausstieß. Be- dächtig und langsam überlas er nun selbst die Inschrift, ging dann langsam nach dem Hause zurück, wobey er sich öfters umsah, und einige mal ein paar Schritte umkehrte.

So bald Klärchen ihn ganz aus den Au- gen verloren hatte, kam sie aus ihrem Hinter- halt hervor, und nahte sich der großen Pap- pel zitternd. Wie ward ihr, als sie folgende Worte las: „Zärtliche Freunde, die ich mit mehr Dankbarkeit belohnen sollte, macht mei- nem Herzen eine gezwungene Flucht nicht zum Verbrechen. Einst werd' ich Euch wieder- sehn.“

Sie traute ihren Augen nicht: sie wollte die Inschrift noch einmal lesen, allein sie sah sie nicht mehr. Ein dunkler Nebel be- deckt ihre Augen, die Zunge erstarrt, ohne Besinnung sinkt sie am Fuß des Baums nie- der, und bleibt so liegen, ohne daß jemand

ihren Zustand errathen, und ihr zu Hülfe kommen kann. Nach und nach kömmt sie wieder zu sich: ihr treuloses Gedächtniß erinnert sie nur an das, was ihr Schmerz machen kann, sie steht auf, blickt um sich, und ist erstaunt, das Tageslicht wieder zu erblicken. Nur zu bald war die glückliche Nacht verschwunden, die auf ihrer Seele ruhte: nun reute es ihr, daß sie ihrem Geliebten nicht gleich nachgeeilt war. Schnell eilt sie dem Häuschen zu, und ruft: „Alexis, Alexis! Undankbarer, dein Klärchen ruft dich! hörst du nicht? o antworte, antworte mir!“ Alexis konnte sie nicht mehr hören. Er hatte die von Candor erhaltene Erlaubniß, auf die Jagd zu gehen, benutzt, das Häuschen verlassen, und war schon im Walde. Er betrachtete die Fallbrücke, die hinter ihm aufsteigen sollte, er wußte nicht, ob er sie fallen lassen sollte, er hatte weder zum Gehen noch zum Bleiben Muth. Man denke sich die Lage seines gefühlvollen Herzens! Candor, dachte er, der edle Candor, der sich meinen Plan nicht träumen läßt, erzeigt mir erst vor wenig Augenblicken die wärmste Freundschaft, und ich sollte ihn verlassen? . . Gott, wie undankbar, wie schänd-

schändlich wäre das! Und Klärchen, das arme Klärchen, was sollte aus ihr werden? Wenn sie den letzten Abschied liest, den ich in die Pappel gegraben habe, so sieht sie, daß ich gezwungen gewesen bin zu fliehen, sie sieht, daß ich einst wieder kommen werde. Ja, edelmüthige Freunde, ich komme wieder, ihr sollt mich wiedersehn . . Vielleicht morgen schon: wer könnte mich hindern, meinen Vater und meinen Dumont herzubringen? . . Unmöglich können Sie meinen Plan mißbilligen. Sie gehn mit mir, wir umarmen Candor, er verzeiht mir. Diese Idee floß wie ein stärkender Balsam in sein blütendes Herz: er fühlte sich wie neu beseelt. Er beschloß seinen Weg fortzusetzen, den geliebten Vater, der ihn in der Nähe erwarte, aufzusuchen, und dankte dem Himmel in voraus für den seligen Augenblick, der ihn erwarte.

Nun wendete er sich noch einmal gegen das Häuschen, und Thränen rollten ihm die Wangen herab; dann setzte er den Weg nach dem Stern fort, der ihm bekannt und nicht weit entfernt war. Er hatte schon ohngefehr eine halbe Meile im Walde gemacht, als der Himmel, der sich nach und nach mit Wolken

umzogen hatte, von Blitzen erleuchtet wurde, der Donner krachte, der Regen fiel in Strömen aus den Lüften, und die dichteste Finsterniß deckte den Wald. Alexis, der sich sonst vor Gewittern nicht zu fürchten pflegte, fühlte dießmal eine ungewohnte Bangigkeit, die Kniee fingen ihm an zu wanken, Schrecken bemächtigte sich seiner Seele, er wähnte der Himmel, über seine Undankbarkeit erzürnt, wolle ihn mit seinen feurigen Pfeilen vernichten. Gewiß wäre er unter der Last seines Schmerzes erlegen, wenn er nicht zum Glück in der Nähe eine geräumige Höle entdeckt hätte. Er trat hinein, und suchte hier Schutz vor dem Ungestüm der Elemente. Er that einige Schritte vorwärts, plötzlich aber überfiel ihn ein unwillkührlicher Schauer: die Haare stiegen ihm zu Berge, er glaubte Gespenster zu sehen, die ihn verfolgten und ergriffen. Er wähnte Candor und Klärchen zu hören. Sie sind's, es sind ihre Stimmen. Sie überhäufen ihn mit Vorwürfen, und belegen ihn mit Verwünschungen. Wo soll er hinfliehen? Allenthalben folgen ihm die Phantomen, allenthalben hört er klägliche Töne und Wimmern. Wir wollen ihn einen Augenblick

in dieser kritischen Lage lassen, und zusehen, was im Häuschen vorgeht.

Nachdem Klärchen die Worte auf der Pappel gelesen hatte, war sie nach dem Hause geeilt, in der Hoffnung Alexis da zu finden; aber wie erschrack sie, als ihr Vater sagte: Er ist nicht hier, er ist in den Wald auf die Jagd gegangen.

„Auf die Jagd!" rief Klärchen. „Ach Vater, er flieht uns: er flieht uns für immer" — — „Was sagst Du, meine Tochter?"

„Ja, der undankbare Alexis! . . . Wir werden ihn nicht wiedersehn . . ."

„Aber woher weißt Du das . . ."

„Hören Sie mich, Vater, hören Sie, und vernehmen Sie seine ganze Bosheit . . ."

Und nun erzählte sie ihrem Vater und Germain was im Garten vorgegangen war, sie sagt ihnen die ganze Inschrift vor, die sie von Wort zu Wort behalten hatte, und bittet ihren Vater, ihm Germain nachzuschicken, nicht um ihn wieder zu holen, sondern um ihm die blutigsten Vorwürfe zu machen. Candor hörte Klärchen ruhig an, und zeigte ihr, wie unthünlich ihr Vorschlag sey. „Nach

welcher Gegend zu sollen wir ihm nachsetzen? Wissen wir, welchen Weg er genommen hat? Ueberdieß ist er schon über eine Stunde fort, und der schreckliche Sturm! Lohnt es der Mühe, dem Ungewitter zu trotzen, um einem Treulosen nachzusetzen? Nein, meine Tochter, fuhr er fort, es ist vergeblich, etwas zu versuchen. Du wirst Deinen Alexis wiedersehen, Du wirst ihn wiedersehn; allein er soll Dir den Kummer, den er Dir verursacht, theuer bezahlen! — Geh einen Augenblick auf dein Zimmer, und laß mich mit Germain überlegen, was wir bey diesen Umständen zu thun haben."

Klärchen küßte ihrem Vater die Hand, und eilte auf ihre Stube, wo sie einen Strom von Thränen vergoß. So brachte sie den Abend und einen Theil der Nacht zu, ohne daß Candor und Germain etwas von sich hören ließen. Endlich kam letzterer und öffnete ihr Gefängniß; denn man hatte sie wie gewöhnlich eingeschlossen. „Klärchen," sagte er, „folgen Sie mir; Sie sollen ihn wiedersehn."

Wen? Alexis?

„Ihn selbst. Er ist hier."

O Himmel; soll ich —— ja ich will — komm, Germain folge mir zu dem Treulosen! wie wird er sich schämen!

So sagte sie, Germain nahm sie bey der Hand, und führte sie in einen Ort, in dem sie noch nicht gewesen war, und den sie jetzt zum erstenmal in ihrem Leben besuchen sollte. Doch wir wollen der Beschreibung, die wir weiter hin von ihm machen müssen, nicht vorgreifen, und lieber sehn, wie Alexis in denselben gekommen war.

Wir verließen ihn in einer Höle im Walde, wo ihn Reue und fantastische Täuschungen quälten. Unaussprechlich furchtbar war der Contrast der Grabesstille der Höle mit dem Toben des Sturms und dem im Feuer stehenden Himmel! Er war schon länger als eine Stunde in derselben, als er in der Tiefe des Schlundes ein Geräusch zu hören glaubte. Er horchte und hörte, daß man ihm rief. Die Stimme schien ihm bekannt. Es war kein Traum: es zeigte sich so gar in der Ferne der matte Schein eines Lichts. Ist es eine Schlinge, die man ihm legt? soll er gehn? der Stimme folgen, die ihn in einen Abgrund locken kann? Ein übernatürlicher Muth füllt

seine Seele, und reizt ihn das Abentheuer zu bestehn. „Du magst seyn, wer Du willst,“ ruft er dem Mann zu, der das Licht trägt, und den er noch nicht deutlich erkennen kann, „Du magst seyn, wer Du willst, ich folge Dir blindlings: doch was willst Du von mir?“ — Er bekömmt keine Antwort. Er geht vorwärts, und das Licht zieht sich zurück. Welche Unerschrockenheit von einem achtzehnjährigen Jüngling! Freylich lohnte ein solches ungewöhnliches Abentheuer schon der Mühe, es näher zu untersuchen. Alexis zitterte, so lang er Gespenster zu sehen glaubte, jetzt da er es mit einem Menschen zu thun hatte, war sein Muth wieder da, und er folgte ihm unverzagt. So schreckt die Täuschung oft mehr, als die Wirklichkeit.

Beherzt ging er seinem Führer nach, der immer in einer solchen Entfernung von ihm blieb, daß es ihm unmöglich war, seine Gestalt genau zu unterscheiden. Der unterirdische Weg dauerte fast eine Stunde. Alexis bemerkte tausend Schönheiten in dieser Grotte. Bald fiel ihm eine prächtige Versteinerung in die Augen, bald brach ein kleiner Quell murmelnd aus dem Felsen, schlüpfte über

Kieseln dahin, und verlohr sich plötzlich in einem tiefen Spalt: kurz diese tiefe, breite, regelmäßig gewölbte Grotte schien mehr ein Werk der Kunst als der Natur.

Am Ende der Höle öffnete der Führer eine Thüre und verschwand. Alexis folgte dem Schimmer des Lichtes, das durch die Thüre fiel, und sein Erstaunen ward so groß, daß er nicht im Stande war, irgend eine Ueberlegung anzustellen Er trat in einen prächtigen Tempel, dessen Thüre sich hinter ihm verschloß. Der Fußboden und die Säulen waren von schwarzem Marmor. Letztere stützten eine Wölbung, von der eine große Lampe herab hing Auf einer Erhöhung, von Treppen umgeben, befand sich ein Grabmal, über dem man ein Gemälde erblickte, das ein Frauenzimmer mit einem kleinen Kinde auf dem Schooß vorstellte. Alexis, der diese Wunder betrachtete, vermuthete gleich, daß dieß Bildnisse der hier begrabenen Personen wären. Aber was für ein Begräbnißort war dieses? Wo befand er sich? Wer hatte ihn in diesen traurigen Tempel geführt? Sein Führer war verschwunden. Er war allein, eingeschlossen, und niemand zeigte sich, ihn aus dieser Un-

ruhe zu reissen. Schon fing er an, sich über seine Unbesonnenheit Vorwürfe zu machen, als eine Thür aufging. Ein ehrwürdiger Greis erschien . . . Himmel! soll er seinen Augen trauen . . . Candor ist's! er selbst! Man denke, wie dem Jüngling bey dieser Erscheinung zu Muthe war. Gern wär er vor Schaam und Reue in die Erde gesunken, oder entflohen, aber das war unmöglich.

Fünftes Kapitel.

Candors Schicksale.

„Undankbarer,“ redete ihn der Greis an, „wo bleiben Deine Versprechungen, Deine Schwüre? . . . Du wolltest mit uns leben und sterben, und nun fliehst Du und verläßt uns . . Ich seh es nur zu wohl, die Probe war über deine Kräfte: ich zweifelte gleich an der Unerschütterlichkeit deines Entschlusses . . . Du siehst mich an: ich lese in deinen Augen dein Erstaunen über meine Reden: hör auf Dich zu wundern. Wisse, die Inschrift im Walde, der Unbekannte, der Brief, die Bestellung deines Vaters, der Führer, der Dich im Stern erwarten wollte, alles das war nur ein Spiel, eine List von mir, um deine Gesinnungen zu erforschen, und einen Maaßstab zu haben, nach welchem ich den Grad meines Vertrauens zu Dir abmesse könne . . . Jetzt sind alle meine Wünsche erfüllt, ich kenne Dich, ich weiß wie viel ich von deiner Freundschaft erwarten kann.

Du hast mir nur zu sehr die Augen geöffnet, Treuloser! Ich sehe, daß ich alles auf der Erde verloren habe, da mir auch nicht einmal ein Freund übrig bleibt."

„Ach, mein Vater!" rief Alexis, und warf sich zu seinen Füßen: „ach, mein großmüthiger Wohlthäter! ja, Sie haben Recht, diese Probe war zu stark für mein Herz. Aber, wenn Sie wüßten, wie viel Kämpfe ich in mir selbst zu kämpfen hatte, welche Ueberwindung mirs kostete . . ach verzeihen, vergeben Sie mir, und seyn Sie versichert, nur Vaterliebe konnte die Liebe überwiegen, die Sie mir eingeflößt haben . . ."

Candor wollte antworten, als sich eine Thür öffnete. Germain trat herein, und mit ihm Klärchen, die den unglücklichen Alexis, den die Verweise des Alten schon tief verwundet hatten, mit ihren Vorwürfen überhäufte. Der zärtliche Jüngling umfaßt ihre Knie, benetzt sie mit seinen Thränen, verwünscht seinen Fehler, und bezeugt seine Reue auf eine so rührende Weise, daß Vater und Tochter endlich bewogen werden, dem Mitleid, der Nachsicht, und warum sollten wir nicht sagen, auch der Gerechtigkeit Gehör zu

geben. Denn sie mußten's sich selbst gestehen, daß der Grund seiner Flucht seinem Herzen Ehre und nicht Schande mache, daß er nur der Stimme der Natur gefolgt, und sie blos darum verlassen, weil er gehoft, in die Arme seines Vaters zurück zu kehren; die Tugend hatte ihn zum Undank verleitet, und die Natur war seine Vorsprecherinn. Candor hätte ihm gern noch nicht seine wahren Gesinnungen gezeigt, so sehr er einsah, daß er ihn einer zu harten Prüfung unterworfen, und daß sein Vergehen selbst ihm zum Lobe gereiche, allein die Umstände verstatteten keinen Verzug. Er umarmte ihn also, versprach ihm, alles zu vergessen, ließ ihn dann neben Germain und Klärchen auf die Stufen des Grabmals setzen, und hielt folgende Anrede an ihn, durch die er den Eingang zur Erzählung seiner Lebensgeschichte machte.

„Daß ich Germain in die Waldhöle nach Dir ausschickte, daß er Dich unerkannt hieher führen mußte, daß ich Dich endlich heut zum erstenmal in diesen traurigen Ort einführe, alles das geschieht blos darum, um Dir einen großen Plan mitzutheilen, den ich entworfen habe, und Deinen Arm zu einer Rache

aufzufodern, die der meinige, vom Alter geschwächt, nicht mehr an dem grausamen Feind nehmen kann, dem ich mein ganzes Unglück verdanke. Endlich siehst Du dieß geheimnißvolle Gewölbe, das ich bis jetzt vor Dir verborgen hielt, und das die Reste der Theuern enthält, mit der die Ruhe und das Glück meines Lebens unwiederbringlich verloren ging. Hier schläft meine Gattinn ... sie war strafbar, aber ... lieber Sohn, vergönne mir, daß ich weine: Du siehst ihr Bild: hier das Bild meines Sohnes! Wie reizend war er nicht. Ein barbarischer Unmensch hat sie beyde aufgeopfert, und dieser Unmensch ... kannst Du's glauben? .. steht vor Dir. Ich bin's: — — ja von meiner Hand sind sie gefallen. Schande, Gewissensbiße und Verzweiflung sind nie von meiner Seite gewichen ... meine alten Tage werden durch das Andenken an dieses Verbrechen vergiftet ... Nein, versucht es nicht, mich zu trösten, meine Kinder: nie werden meine Thränen das Blut abwaschen, mit dem meine Hände sich befleckten ....“

Candor weinte eine Weile, ward nach und nach ruhiger, und begann endlich die Er-

zählung seiner Unfälle, die Klärchen selbst jetzt zum erstenmal vernahm.

* * *

Ich heiße Dorance; mein Vater war Präsident beym Parlament von Grenoble, einem höchst ehrwürdigen Tribunal, das bey jeder Veranlaßung Beweise seiner Gerechtigkeit und Entschlossenheit gab. Er schickte mich in meiner frühsten Jugend nach Paris, dort unter der Aufsicht eines eben so rechtschaffenen als geschickten Lehrers zu studieren. Im College de Beauvais machte ich die unglückliche Bekanntschaft des Verräthers, des Chevalier Düverly. Er war jung, lebhaft, feurig wie ich, und sein Charakter schien so durchaus zu dem meinigen zu stimmen, daß in kurzer Zeit unsere Freundschaft so eng ward, daß keiner die Gesellschaft des andern eine Stunde lang entbehren konnte. Er hatte keine Eltern mehr, ein Vormund sorgte für seine Erziehung, und verwaltete sein geringes Vermögen bis zu seiner Volljährigkeit.

Ich will mich nicht bey den nähern Umständen unserer Bekanntschaft, noch bey den zufälligen Begebenheiten verweilen, die das Band

der Freundschaft fester schürzten: es ist genug, wenn ich sage, daß wir nach vollendeten Studien im Collegio zusammen nach Grenoble gingen. Schon vorher hatte ich meinem Vater viel Gutes von meinem Freunde geschrieben, und da er dadurch neugierig worden war, ihn persönlich kennen zu lernen, so beredete ich ihn, die Reise mit zu machen. Düverly nahm den Vorschlag mit dem größten Vergnügen an. Damahls liebte er mich noch, wenigstens hatte ich allen Grund es zu glauben; doch bald änderten die Leidenschaften sein Herz gänzlich, und streuten den Saamen zu allen Lastern hinein.

Mein Vater, ein guter, freundlicher Mann, empfing Düverly mit aller möglichen Herzlichkeit, und bot ihm sein Haus auf so lange Zeit an, als es ihm in demselben gefallen würde. Düverly nahm dieß Anerbieten mit Dankbarkeit an, und auch ich dankte meinem Vater herzlich dafür. Ja mein Vater ward bald so sehr von meinem Freunde eingenommen, daß er nicht müde ward, ihn zu loben, und daß er mir ihn stets zum Muster vorstellte. Wir wollten beyde Juristen wer-

den, und Düverly schien auch wirklich ungleich mehr Neigung und Geschick dazu zu haben. Von Tag zu Tag ward er ernsthafter und stiller. Er war nicht mehr so offen gegen mich als ehedem, seine Freundschaft war ungleich kälter. Keine von den feurigen Aufwallungen mehr, die in frühern Jahren so oft vorgekommen waren. Er war zurückhaltend und wog seine Worte. Dieses Benehmen, das mich sehr beunruhigte, und das ich als eine gänzliche Aenderung seiner Denkungsart auslegte, hielt mein Vater für Gesetztheit und einen frühreifen Verstand, den er bewunderswerth fand. „Sieh,“ sagte er oft zu mir, „sieh nur auf deinen Freund! er ist nicht flatterhaft unbesonnen, wie du, es ist ein ernsthafter, vernünftiger Mensch, der nachdenkt und überlegt, und dessen Charakter schon gebildet ist. Bemühe dich, dir seine Freundschaft stets zu erhalten, und seinem Rath zu folgen, denn ich bin überzeugt, er kann dir keinen andern, als den besten geben.“ ... Ich folgte meinem Vater, und da ich gar nicht zweifelte, daß sein Urtheil über Düverly gegründet sey, so verdoppelte sich meine Achtung gegen ihn, und ich that alles, sein Vertrauen wieder zu ge-

winnen, das ich durch meine Schuld verloren zu haben glaubte.

Mein Vater hatte viel Umgang mit einer gewissen alten Baroneße. Sie hieß Frau v. Myrsange. Diese Frau von Myrsange, die Wittwe eines Offiziers von der Cavallerie, hatte sich seit einigen Jahren mit ihrer einzigen Tochter in Grenoble niedergelaßen. Diese Tochter war ein reizendes, schönes Mädchen, das ich nie ohne eine sonderbare Empfindung ansehn konnte. Alle Abende besuchte ich mit meinem Freunde und Vater Frau von Myrsange, wo wir gewönlich eine Partie hatten, und die liebenswürdige Adelheid immer tiefern Eindruck auf mein Herz machte, so daß es mir bald nicht mehr möglich war, mich über die Natur meiner Empfindung selbst zu täuschen. Ich entdeckte mich Düverly, der mein Geständniß, das ihn zu überraschen und zu befremden schien, mit einer Art von Unwillen anhörte, der mich erschreckte. „Wie?“ sagte er, „wie? du liebst das Fräulein von Myrsange? Du? . . . Dürance? weißt du auch was du thust? Ueberlege, daß sie gewissermaßen eine Aventuriere ist, von der niemand weiß, ob sie wirklich Familie, Vermögen hat. Es ist

wahr

wahr, sie und ihre Mutter machen eine ganz artige Figur in der Stadt: allein woher kommen sie? wer sind sie? . . . Erst drey Jahre wohnen sie hier: ist diese Zeit lang genug, Leute hinlänglich kennen zu lernen? Vielleicht mußten sie ihren Geburtsort verlaßen? und wer weis aus welchen Gründen? Oeffne die Augen Dorancé; erkenne deine Thorheit! ... dein Vater wird nie seine Einwilligung dazu geben, so viel kann ich dir voraus sagen: nein, nie wird er Ja dazu sagen. Ich kenne ihn, er wird sich auf nichts einlaßen, ehe er nicht die genaueste Erkundigung eingezogen, und wenn er nichts erfahren kann, oder was er erfährt, nicht nach seinem Sinn ist, so weißt du . . . Ueberdieß setzt er viel Vertrauen in mich, und wenn er mich in dieser Sache um meine Meinung fragt, so versichere ich dich, auf meine Ehre, du magst so böse werden, als du willst, ich werde ihm nie rathen, dir das Mädchen zu geben . . .“

O Himmel! Düverly: du erschreckst mich . . . Nein . .

„Ja, du kannst dich drauf verlaßen. Ich bin zu sehr dein Freund, um dich in einen Abgrund zu stürzen, auf den du blindlings zu-

kennst. Du würdest mir einst und mit Recht den Vorwurf machen, ich sey Schuld an deinem Unglück?“

An meinem Unglück —

„Ja, an deinem Unglück. Es ist dir wohl gar nicht eingefallen, den Charakter des kleinen Dings zu prüfen?“

O ich kenne sie besser, als du, ich schwöre dirs.

„Höre mich: sie ist kokett, stolz, herrschsüchtig, medisant. Sie hat Witz, das gesteh ich, aber einen falschen, boshaften, beissenden Witz. Betrachte sie nur genauer, und mit kaltem Blute, und du wirst mir beystimmen müssen. : : Lieber Dorancé, ist es möglich? ... ach! wenn du wüßtest, was für Schmerz mir das Geständniß deiner Leidenschaft gemacht hat. Schmerz in deinem Namen, denn wärst du nicht mein Freund, so könnte mirs gleich viel gelten, ob du die heuratheteſt oder eine andre ... Komm, versprich mir, meinem Rath zu folgen, und diese unvernünftige Leidenschaft zu ersticken, die nie in deinem Herzen hätte Eingang finden sollen.“

Diese Rede Düverlys setzte mich in ein solches Erstaunen, daß ich nicht wußte, was ich ihm antworten sollte. Ich stand unbe-

weglich wie eine Bildsäule da, das Herz stockte und ich glaube, mein Schmerz würde sich durch einen Thränenstrohm Luft gemacht haben, wenn nicht mein Vater hereingetreten und unser Gespräch unterbrochen hätte. Er nahm uns mit sich in den Gerichtssaal wo eben eine sehr intereßante Sache im Vortrag war. Sie betraf zwey Eheleute, die sich aus Neigung gegen den Willen ihrer Aeltern geheurathet, nach sechs Monathen aber einander höchst zuwider worden waren, und geschieden zu werden verlangten. Sie sagten einander gegenseitig so viel Injurien, als sie einander vorher Süßigkeiten gesagt hatten, und eins erzählte von dem andern so empörende Dinge, daß das gröbste Gefühl davon beleidigt werden mußte.

Dieser Auftritt erregte den größten Abscheu in mir. Düverley, der es bemerkte, ließ sichs sehr angelegen seyn, meine Unruhe noch zu vermehren. Bey jeder Erzählung der Advokaten stieß er mich an, und sprach mir viel von den Gefahren einer unüberlegten Verbindung vor, wovon der vorliegende Fall den sprechendsten Beweiß gebe.

Als ich allein auf meinem Zimmer war, überließ ich mich den traurigsten Betrachtun-

gen. Ich argwöhnte bey meinem Freunde keine verborgene Triebfeder, die ihn veranlassen könnte, mir diese Leidenschaft auszureden: überdieß schätzte ihn mein Vater, legte den größten Werth auf seinen Verstand und seine Beurtheilungskraft. Gründe genug, die allen Verdacht bey mir unmöglich machten. Gleichwohl schien keine einzige von den Besorgnissen, die er bey mir zu erregen gesucht hatte, gegründet. Es waren lauter vage Vermuthungen, ohne Beweiß, und folglich nicht sehr beunruhigend. Was sollte ich von Düverly denken? Bey dem Geständniß meiner Liebe hatte er mir sehr bewegt geschienen. War es Intereße, das er an mir nahm? — — o gewiß, dachte ich, war es blos Interesse, blos Freundschaft, die ihn so reden ließ. Vielleicht ist er allzubedächtig, und allzubesorgt: Doch dieß macht seinem Herzen nur desto mehr Ehre. Gewiß nimmt er den innigsten Antheil an meinem Schicksale: er liebt und schäzt meinen Vater, und fürchtet, eine Familie, die ihm werth ist, einst unglücklich zu sehn.

Ich beruhigte mich bey diesen Betrachtungen, und nahm mir vor, den Charakter des Fräuleins zu studiren, und ihrer Hand zu

entsagen, wenn ich fände, daß die Fehler, die ihr mein Freund Schuld gab, gegründet wären.

Unterdessen fragte mich mein Vater oft, was ich von der schönen Adelheit denke? Ich wagte es nicht, ihm meine Empfindungen zu gestehn, aus Furcht, seinen Unwillen rege zu machen. Eines Tages aber erklärte er sich deutlicher.

Mein Sohn, sagte er, ich vermuthe, daß die Tochter der Frau von Myrsange dir nicht gleichgültig ist — — Antworte mir mein Sohn, öffne mir dein Herz: vielleicht wird dirs nicht reuen? —

„Vater — —“

Du liebst sie — — nun, so sage doch das Wort heraus — —

„Ja, mein Vater, ja, ich liebe Adelheit, ich bete sie an, und sollten Sie mich die ganze Schwere ihres Zorns — —“

Zorns? was willst du von Zorn? Komm' in meine Arme, mein Sohn. Du erfüllst meine Wünsche, meine, und die Wünsche ihrer Mutter . . . Längst schon wünschten wir beyde nichts mehr, als daß das Schicksal es so fügen möchte, daß die Reize des schönen Mädchens Leidenschaft in deinem Herzen . . .

„Vater, ist es Ihr Ernst?“

Adelheit ist dein: Adelheit wird deine Gattinn, doch unter einer Bedingung . . .

„Sagen Sie Vater, sagen Sie, was für eine Bedingung . . .“

Du mußt nach Paris gehen, die Rechte aus dem Grunde studiren, und dir alle nöthige Kenntniß zur Führung meines Amts erwerben, das ich dir bey deiner Verbindung abtreten will.

„Nach Paris! Vater? könnte ich nicht auch hier? : : :“

Allerdings, allein es geht doch nichts über Paris für den Unterricht junger Leute. Ueberdieß addreßire ich dich an meinen besten Freund, Hrn. Calezieux, Parlementsrath, der vielleicht besser für deine Fortschritte sorgen wird, als ichs selbst im Stande wäre. Es ist ein alter in Geschäften grau gewordner Mann, ein Mann von Verstand und Einsicht. Bey ihm sollst du wohnen, aus seinem Rath schöpfe die Vorsicht und Weisheit, die dem unentbehrlich sind, der bestimmt ist, Richter seiner Nebenmenschen zu seyn. Da du mir im Amte folgen sollst, so mache mir die Freude, daß ich

mit der Ueberzeugung ins Grab steige, meinen Mitbürgern eine geschickte und gerechte Magistratsperson zu hinterlassen. Morgen schon sollst du mit Düverly abreisen, der dich ohne Zweifel begleiten wird. Denn Herr Calezieux schreibt mir, er werde euch beyde mit gleichem Vergnügen empfangen. In einem Jahre kömmst Du zurück. Ja, in einem Jahr wirst Du Adelheid besitzen, und die Hoffnung meiner alten Tage krönen. —

Ich umarmte meinen Vater, und verließ ihn mit dem größten Entzücken. Doch nahm ich mir vor, Düverlyn nichts von diesem Heurathsprojekt zu sagen, aus Furcht, er möchte versuchen, meinen Vater auf andere Gedanken zu bringen. Blos die Nachricht von unser Pariser Reise theilte ich ihm mit. Ich bemerkte, daß ihm diese Idee durchaus zuwider war: er wurde blaß, widersetzte sich eine Weile, und entfernte sich, indem er mir nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er anfange das Drückende der Bande unsrer Freundschaft zu fühlen. Mein Vater, der diesen Tag sehr beschäftigt war, hatte nicht Zeit, ihm mehr als Ein Wort zu sagen. Er bat ihn, seinen Sohn nach Paris zu begleiten, und ihm zum Men-

tor zu dienen. „Sie haben einen gesetzten Geist, und einen gründlichen Verstand, lieber Düverly, sagte er ihm, haben Sie ein Auge auf meinen Sohn, schenken Sie ihm stets Ihre Freundschaft und Ihren guten Rath. Ich befehle ihn, denselben eben so anzusehn und zu befolgen, als käme er von seinem Vater selbst. Wenn er Ihnen ähnlich wird, so erreicht er nicht blos, so übertrift er meine Wünsche."

Düverly konnte seine Antwort nur stammelnd vorbringen. Ich bemerkte, daß er den ganzen Tag über traurig war. Den Abend nahmen wir Abschied von Frau und Fräulein von Myrsange. Die letztere empfing mich sehr frostig, schlug die Augen nieder, und mir kam es vor, als hätte sie geweint. Ich machte ihr ein Compliment, das sie unbeantwortet ließ. Ich drückte ihr die Hand, sie that nicht, als ob sie es bemerkte. Ihre Kälte kränkte mich, ich sah nur zu deutlich, daß sie mich nicht liebe. Ich erröthete, und es entschlüpften mir ein paar Thränen. Die Mutter, die meine Unruhe bemerkte, eilte der Sache eine andere Wendung zu geben. Sie umarmte mich, und nannte mich ihren lieben

Sohn. Sie erlaubte mir auch ihre Tochter zu umarmen, und da sie sah, daß das Mädchen sich weigerte, so befahl sie ihr's. „Nu, meine Tochter, sagte sie, was soll die Ziererey? . . . beym Abschied kann man wohl jemand so etwas erlauben . . . so tröste ihn doch, den armen Wanderer: Du siehst ja, daß es ihm so schwer wird, uns zu verlassen.“ Adelheit bequemte sich mit sichtbarem Frost, und ich umarmte sie zitternd. Gegen Düverly war die Baronesse viel zurückhaltender, die treulose Adelheit hingegen machte nicht die geringste Schwierigkeit ihn zu umarmen: sie ging ihm vielmehr auf halbem Weg entgegen. Dieß wunderte mich: doch, dachte ich, Furchtsamkeit hat ihr vielleicht gegen mich den Schein der Kälte gegeben, und da sie mir diese Freyheit verstattete, so wäre es die größte Unart gewesen, meinem Freunde nicht gleiche Erlaubniß zu geben.

Den folgenden Tag reisten wir bey guter Zeit ab. Düverly war den ganzen Weg über traurig, unruhig, mürrisch, ja zänkisch so gar. Bisweilen seufzte er, richtete die Augen gen Himmel und rief: „ich bin recht unglücklich!“ —

„Was fehlt Dir, mein Lieber,“ fragte ich?

O nichts, erwiederte er. Meine Gesundheit, die von Tag zu Tag schwächer wird, macht mich besorgt. Ich fühle eine Beklemmung, ein Herzklopfen, das mir weder Tag noch Nacht Ruhe läßt.

„Das ist Hypochondrie — —“

Hypochondrie, Hypochondrie: das soll heißen, Grillen, Einbildung! Ich finde das sehr hart, sehr unfreundschaftlich . . .

„O mein Bester, verzeih, ich glaubte nicht, daß . .“

Du bist sehr glücklich. Dir geht alles nach Wunsch, Dich lacht alles an.

„Mich?“

Ja, Dich! Du hast eine Gesundheit, wie Herkules . . . Du hast die Liebe eines Vaters, eines liebenswürdigen Vaters . . . Ich habe keine Aeltern, keine Verwandten, nichts mehr auf der Welt. Ich bin ganz allein — —

„Allein, allein? und hast einen Freund?“

Düverly antwortete hierauf nicht, und fiel wieder in seinen Tiefsinn. Sein Zustand schmerzte mich. Es ist wahr, seit einiger Zeit hatte seine Gesundheit viel gelitten. Er

schlief nicht mehr, aß nicht mehr, und zehrte sich täglich mehr ab, so daß eine gefährliche, vielleicht gar tödtliche Krankheit voraus zu sehn war.

Und diese blieb auch nicht lange aus. Wir hatten ohngefähr zwey Monathe in dem Hause des Herrn Calezieux zugebracht, bey dem wir es in der That so gut hatten, als zu Hause, als Düverly bettlägerig ward. Die Aerzte, die consultirt wurden, sagten mir, der junge Mann müsse einen heimlichen Kummer haben, der ihn verzehre: wenn man ihn zum Reden bringen, und die Quelle deßelben verstopfen könne, so habe es mit seinem Leben keine Noth. Denkt, wie mir bey dieser Versicherung zu Muthe ward. Ich liebte ihn so zärtlich, wie einen Bruder, ich glaubte sein Zutrauen zu besitzen, wie er das meinige besaß, und er konnte mir seinen Gram verbergen. Meinem theilnehmenden Herzen war dieser Gedanke unerträglich, ich beschloß alles aufzubieten, ihm sein fatales Geheimniß abzulocken, und ihm selbst auf Kosten meines Lebens die Gesundheit wieder zu geben.

Da ich regelmäßig alle Nächte an seinem Bette zubrachte, so benutzte ich einen Augen-

blick, wo er ruhig und wir beyde allein waren, zu einem Versuche. Düverly, sagte ich, du willst sterben, und die Ursache deines Todes mir verheimlichen. — — Freund, bedenke welch' eine Beleidigung dieß für mein Herz ist . . . wenn du es kenntest, wenn du wüßtest — — Vertrau mir deinen Kummer, lieber Düverly, vertrau mir ihn . . . Kann ich dein Leben erkaufen, steht es in meinen Kräften, so zweifle nicht, ich werde alles thun.

„Ja, Dorancé, Du könntest es — aber —"

Rede sprich ums Himmelswillen! dein Freund beschwört dich.

„Die Gefälligkeit, die ich von dir verlange, wird deine Delikatesse beleidigen: ich fürchte — —"

Fürchte nichts. Kann ich Dir diesen Dienst leisten, ohne die Gesetze der Ehre zu übertreten, so bin ich zu allem bereit, es koste mich auch, was es wolle — —

„O, mein Freund, wenn ich mich auf dich verlaßen könnte — —"

Düverly, Düverly, du kränkst mich bitterlich —

„Nun wohlan, ich will dir alles gestehn — aber werd' ichs auch können? — — ach, höre mich und verzeih mir, wenn ich gewisse Umstände, die : : :“

Verheimliche mir nichts —

„Ich muß es, nicht meinetwegen, sondern der Person wegen, die — ich liebe!„

Du liebst? Himmel! du liebst —

„Ja ich liebe, ich glühe! — höre mich, höre mich!“

Hier schwieg er ein paar Minuten, um in seinem Kopf den Roman in Ordnung zu bringen, den er mir erzählen wollte. Ach, meine Lieben, hätt' er mir damals gleich die Wahrheit gestanden, so war alles gut. Ich hätte ihm meine Geliebte aufgeopfert, ich hätte gewiß die Ueberwindung gehabt, und mir die ganze Kette von Unglücksfällen erspart, die er über mich gebracht, und die sich nur mit meinen Leben endigen wird.

„So wisse denn, sagte er, daß ich gleich in den ersten Tagen unserer Ankunft in Grenoble, eine Verwandte von mir, eine Frau des Roches besuchte. Ich habe ihrer nie gegen dich erwähnt, weil sie allein den ganzen Zusammenhang meiner unglücklichen Liebe weiß, und ich

mehr als Ein Bedenken hatte, dir das traurige Geheimniß mitzutheilen. Ich traf bey ihr einen Mann von Jahren mit einer Tochter von ohngefähr sechszehn Jahren, die sie besuchten. Nein, mein Freund, nie hast du so viel Reize beysammen gesehen. Sie ist brunett, (erinnert euch, meine Lieben, daß Adelheid blond war) lebhaft, voll Witz, Grazie und Talenten. Ich konnte sie nicht sehen, ohne sterblich in sie verliebt zu werden. Wie sie sich entfernt hatte, gestand ich meiner Verwandte den Eindruck, den dieß wunderschöne Mädchen auf mein Herz gemacht. Sey auf deiner Hut, Düverly, antwortete sie mir, und laß diesen gefährlichen Eindruck nicht von Dauer seyn. Luise hängt von einem reichen und sehr stolzen Vater ab. Ein junger Oberster, der jetzt hier ist, hat um sie angehalten, und man ist schon von beyden Seiten einig. — Gott! und Luise liebt ihn? — Nein, unglücklicher Weise ist das arme Mädchen ganz gegen diese Partie, aber der Wille des Vaters — — Wenn wird die Hochzeit seyn? — — Man weiß noch nicht. Der Oberste erwartet die Einwilligung seiner Familie, und diese kann morgen so gut kommen, als in einem Jahre.

Frau von Roches vertraute mir noch einige andere Umstände. Der angenehmste davon war für mich, daß Luise sie fast täglich allein ohne ihren Vater besuche, und mehrere Stunden bey ihr bleibe. Der Vater, fuhr sie fort, hat alle mögliche Freundschaft für mich, und ist nie ruhiger, als wenn er seine Tochter in meinem Hause weiß.

Ich bat Frau von Roches mir zu erlauben, meine schöne Luise bey ihr zu sehen. Anfangs schlug sie's ab, da ich aber nicht abließ, in sie zu dringen, da ich mich mit thränenden Augen ihr zu Füßen warf, so ward sie erweicht, und versprach mirs. Ich hatte also das Glück, meine schöne Gebieterinn täglich zu sehen. Ich that ihr das Geständniß meiner Liebe, und fand bald Gegenliebe. Welch ein Unterschied zwischen meiner Luise und deiner Adelheid! . . . ach, wenn es so in meiner Gewalt stände sie zu heurathen, als es in deiner steht. Wenn ihre Mutter — ihr Vater will ich sagen, sie mir eben so gäbe, als Frau von Myrsange dir ihre Tochter gibt! Allein der Vater ist ein rauher barbarischer Mann, dem sein Oberster im Kopf steckt, und der entschlossen ist, Luisen seinem Ehrgeiz und In-

tereße aufzuopfern . . . Ach! mein Freund, erkennst du nun den Umfang meines Unglücks? . . . Ich muß der schönsten, der liebenswürdigsten Person entsagen! Gott, wie unglücklich bin ich!

Den Abend vor unserer Abreise von Grenoble — eine Abreise, die wie du denken kannst, mich grausam schmerzen mußte — sah ich sie. Mein lieber Düverly, sagte sie, in Thränen schwimmend, wir sind verloren! . . . wir sind für ewig unglücklich. Mein Vater hat mir heut förmlich erklärt, daß ich mich entschließen müßte, dem Obersten, den ich hasse, den ich verabscheue, die Hand zu geben . . . . . . In einem Jahre! — — Ja, der junge Mann ist ins Feld gegangen, und wird den Feldzug mitmachen: sobald er vorüber ist, soll die Hochzeit seyn. — Ach! Luise, welch ein Donnerschlag! — — Er ist schrecklich, Düverly; aber was kann ich machen? ich hänge von meiner Mutter ab, ich muß — — Sie muß! stell dir, Dorance´, stell dir meinen Schmerz vor! . . Und nun kam dein Vater, dein Vater, den ich liebe, und that mir den Vorschlag dich nach Paris zu begleiten. Ich hatte nicht das Herz, mich

sei-

seinem Verlangen zu widersetzen, ich ging mit dir . . . Ich brauche dir nicht zu sagen, wie gern ich in Grenoble geblieben wäre. Mein Nebenbuhler war nicht mehr da, ich hätte ein ganzes Jahr mit meiner Luise verleben, sie täglich sehen können. Wie beneidenswerth wäre mein Loos gewesen!"

Duverly schwieg einen Augenblick, und ob gleich, wie er befürchtet hatte, sein Geständniß mein Gefühl beleidigte, ob ich gleich seine Frau von Roches höchst verächtlich und niederträchtig fand, so äußerte ich doch nichts davon gegen ihn, um nicht seine Leiden noch zu vergrößern. Er fuhr endlich also fort:

„Bey meiner Abreise von Grenoble hatte mir Luise versprochen zu schreiben, und wirklich bekam ich auch vor vierzehn Tagen einen Brief von ihr. Dieser Brief, lieber Dorancé, hat mir den letzten Stoß gegeben. Hier ist er, ich will dir ihn vorlesen, und du kannst selbst daraus mein Unglück ersehen."

Ich kannte Adelheidens Hand nicht. Duverly wußte das, er wagte also nichts, daß er mir den Brief zeigte. Doch hüthete er sich sehr, mich ihn lesen zu laßen, weil seine Absicht war, einige Ausdrücke darin zu ändern,

die mir die Augen hätten öffnen können. Er fing also an zu lesen, und zwar sehr langsam, um sich nicht aus Uebereilung zu versprechen. *)

„Verzeihe, mein lieber Düverly, daß ich „Dir nicht eher geschrieben habe. Mein „Vater geht mir nicht von der Seite, „und seit der Abreise des Obersten, „läßt er mir nicht einmal so viel Zeit, „Frau von Roches einen Augenblick zu be„suchen. Und ein neues Unglück. Wenn „Du wüßtest, was für ein neues Opfer „man von deiner armen Luise fodert! „Mein Vater will mich durchaus ins „Kloster thun, bis zur Zurückkunft des „Herrn ... Obersten. Ach! so lang „mirs möglich war, habe ich die Stunde „dieser traurigen Gefangenschaft hinausge„schoben ... allein er dringt in mich, „er verfolgt mich ... Endlich werde „ich doch nachgeben müssen. Ach, schreib „mir recht oft, mein süßer Freund.

*) Die Worte, die Düverly abänderte, als er Dorance Adelheids Brief vorlas, sind mit anderer Schrift gedruckt.

„Dieß ist der einzige Trost der deiner ar„men Luise übrig bleibt.“ —

Dieser Brief, fuhr Duverly fort, dieser grausame Brief, der mir die Donnerpost brachte, daß meine Luise auf ein ganzes Jahr in eine düstre Einsamkeit gesperrt werden sollte, wohin ich ihr denn, wäre sie einmal drinn gewesen, nicht ohne die größte Gefahr hätte schreiben können, dieser schreckliche Brief zerrüttete mir den Kopf, das Fieber entzündete mein Blut, eine schwarze Melancholie bemächtigte sich meiner Seele, und das, lieber Dorance', das ist die wahre Ursache meiner Krankheit . . . .

Wie er mit dieser Erzählung fertig war, bemerkte ich ein solches Feuer in seinen Augen, daß ich wohl fühlte, dieß sey nicht der günstigste Augenblick ihm Vorstellungen zu thun. Und doch hatte ich so reichlichen Stoff dazu! Denn was konnte der Zweck dieser Liebe seyn, deren wahren Gegenstand ich nicht kannte? Und diese Frau von Roches, die sich zur Unterhändlerinn in einer so unanständigen Intrigue brauchen ließ: dieser Charakter empörte mich auf das äußerste! Ach, und wenn

ich vollends gewußt hätte, daß diese Luise niemand anders sey, als meine Adelheid, daß dieser Brief, den er mir vorlas, von ihr war, daß der Oberste, der vorgebliche Nebenbuhler, ich selbst sey: Gott, was würde aus mir worden seyn! Allein seine Fabel war so gut ersonnen und versteckt, und überdieß hätte er immer so übel von dem Fräulein gesprochen, daß ich gar keinen Argwohn schöpfen konnte. Nicht der entfernteste Gedanke davon kam mir in den Sinn, und wenn ich Euch, meine Lieben, nicht den wahren Zusammenhang gesagt hätte, so würdet ihr das Räthsel eben so wenig errathen haben. Die Frau von Roches war keine Verwandte von Düverly, wofür er sie ausgab, sondern eine von den alten Kupplerinnen, die ihr größtes Vergnügen am Intriguenmachen finden, und die immer bereit sind, junge Leute in ihren Thorheiten und Ausschweifungen zu unterstützen. Glaubt indeß nicht, daß ihr Haus ein berüchtigter Ort gewesen sey, nein, aber es war ein sehr bequemer Ort für Verliebte, die sich ein paar Worte zu sagen hatten. Frau von Roches war eine Person von halber Tugend, die Geschmack an verliebten Intriguen fand, so bald nur der Anstand

daben nicht ganz aus den Augen gesetzt ward. Mein Vater und Frau von Myrsange wußten nicht das geringste davon, daß Adelheid diese Frau kannte. Düverly hatte diesen Ort ausgemacht: sie fand sich hier ein, wenn sie sich, nach genommner Abrede, ein paar Stunden ungestört sprechen wollten.

Alle diese Umstände, meine Lieben, erfuhr ich unglücklicher Weise erst lange Zeit nachher: ich muß sie aber in meiner Erzählung gleich mit nehmen, um Euch zu zeigen, wie schändlich man mich hinterging. Schenkt mir Eure ganze Aufmerksamkeit: ein abscheulicheres Gewebe von List und Bosheit muß nie erfunden worden seyn, das Zutrauen eines rechtschaffenen Mannes zu misbrauchen.

Bester Freund, sagte ich zu Düverly, deine Lage ist sehr traurig ... Du siehst jetzt aus eigener Erfahrung, daß man der Liebe nicht gebieten kann, und du wirst es also nunmehr sehr begreiflich finden, wenn ich die reizende Adelheid noch liebe und anbete, troß deiner weisen Rathschläge, und aller Fehler, die du an ihr gefunden hast ....

„Du liebst sie also immer noch, sagte er mit Heftigkeit — ja, fuhr er fort, indem er

wie es schien sich mit Gewalt zu mäßigen suchte, ja du hast recht! ich fühl es . . . und wenn gleich diese Person nie Eindruck auf mein Herz gemacht haben würde, so hast du doch Recht, daß man der Liebe nicht gebieten kann. Lieber Freund, Du siehst, daß ich nicht schreiben kann, habe die Gefälligkeit und beantworte diesen Brief . . ich will dir diktiren, nimm Papier und eine Feder . . . . Willst du mir dieses Vergnügen machen? . . Könntest Du es einem sterbenden Freund abschlagen?“ . . . .

Ich schwankte einen Augenblick, was ich thun sollte. Allein, er bat mich so dringend . . . er war dem Tode so nah . . . was konnte ich machen? . . Ich setzte einen Tisch neben seinen Bett und er diktirte mir folgenden Brief;

„Ach, meine süße Freundinn, was für „Schrecken hat mir Ihr Brief verursacht. „. . . Sie in ein Kloster : . in einem „Jahr einem Nebenbuhler ausgeliefert „werden! Und welchem Nebenbuhler! wie „fürchterlich ist er nicht! . . Wenn Sie „wüßten : : und doch, wir lieben uns: „der Tod allein kann uns trennen — —

„Mir haben die Hindernisse, mit denen „wir zu kämpfen haben, beynahe schon „das Leben gekostet. Noch vor wenig „Tagen stand ich am Rande des Grabes; „aber ein aufrichtiger, wahrer Freund, „ein Freund von dem edelsten, besten Her= „zen hat mich gerettet. Ich habe ihm „unser Verständniß entdeckt: er ist mein „anderes Ich: er nimmt den innigsten „Antheil an unsern Leiden, wenn er Sie „gleich nicht kennt: er schreibt diese Zeilen, „ein Dienst, den mir meine schwache Hand „noch versagt. Ja, meine geliebteste „Freundinn, wenn Sie diesen Brief em= „pfangen, denken Sie an mich und ihn, „und erkennen Sie die Ausdrücke der „Liebe von der Hand der Freundschaft ge= „schrieben.

„Wenn das Ende meiner Leiden sich „zeigt, wenn mir der Himmel meine Ge= „sundheit bald wieder schenkt, so eile ich „heimlich nach Grenoble, und — —

Hier fiel ich ihm ein, und fragte: was er damit meyne? er bat mich aber fortzufahren, und versprach mir diese dunkle Stelle hernach zu erklären . . .

„und trete bey Frau von Roches ab, wo „ich mich eine Weile im Verborgenen auf„halten werde. Da werde ich Dich sehen, „da werde ich Dir tausendmal die zärt„lichste, unerschütterliche Liebe schwören. „O, meine Holde, diese Hoffnung flößt „mir neues Leben ein: meine Krankheit „verschwindet . . . ich denke an dich und „ich leide nicht mehr . .

Düverly that sein möglichstes, seinen Namen leserlich zu unterzeichnen. Ich brach, und siegelte den Brief, und er diktirte mir die Addresse: A Madame, Madame des Roches, rue Perriere, à Grenoble.

Es war, als wenn mein Freund eine himmlische Arzney gekostet hätte: seine Augen bekamen wieder etwas Heiterkeit, seine Wangen färbten sich, und er drückte mir zärtlich die Hand. „Mein Freund, sagte er zu mir, dieß ist nicht die einzige Gefälligkeit die ich von dir erwarte. Du kannst mir das Leben wiedergeben, aber du mußt mir versprechen, bey Ehre versprechen, das zu thun, was ich von dir fodern werde. Laß mich nach Grenoble zurückkehren, ich lebe dort im Verborgenen, ich sehe meine Luise und bin glücklich.

Unterdeß schreibst du deinem Vater, ich befände mich besser, wir arbeiteten zusammen u. s. w. Ich schicke dir auch wirklich von Zeit zu Zeit einen Brief an ihn, den du den deinigen beyschließen kannst. Mein bester Freund, gib mir das Leben wieder, gib mir das Leben wieder! es kostet dich so wenig . . . . "

Dieser Vorschlag empörte mich: ich konnte ihm das nicht verbergen, und schlug es rund ab. Da hättet ihr sehen sollen, wie der Verräther weinte, seufzte, bat. Ja er fiel in eine Ohnmacht, die mich für sein Leben besorgt machte. Der Unglückliche, sagte ich zu mir selbst: welche Leidenschaft! welcher Wahnsinn! Ach, er ist ein Rasender, den man gegen ihn selbst vertheidigen muß . . . Wenn aber mein Vater ihn in Grenoble entdeckt, wenn er sieht, daß ich ihn getäuscht habe . . . ich lade seinen ganzen Zorn auf mich. . . . . Nun denn, so werfe ich mich zu seinen Füßen, und schildere ihm den Zustand, in dem mein Freund sich befand. Ich gestehe ihm meine Schwäche und er wird mir verzeihen. Ueberdieß ist Düverly ja nicht mein Sklave, sondern Herr seiner Handlungen. Was habe ich für Recht ihn zurückzuhalten? Und laß es

auch eine Unbesonnenheit von meiner Seite seyn, gnug sie gibt mir meinen Freund wieder, sie rettet ihm das Leben. . . . Ja, Düverly, rief ich, ja ich will alles, alles für dich thun: bleibe mir nur leben; dieser Trost sey mein Lohn! — —

Diese Versicherung schien dem Sterbenden neues Leben einzuflößen. Rührung sprach aus seinen Blicken, er umarmte mich, weinte und lachte. Kurz drauf schlummerte er ein. Mit Tagesanbruch verließ ich ihn, und fest entschlossen, mein gegebenes Wort zu halten, trug ich den Brief selbst auf die Post.

Bewundert ihr nicht meine Gefälligkeit, meine Lieben? — O, das ist noch nichts. Bald werdet ihr mich eine Rolle spielen sehen — — eine Rolle, über die ich mein Lebelang erröthen werde, und die meine Einfalt und Sorglosigkeit beweist: doch weiter.

Nach acht Tagen war der Chevalier Duverly von seinem Krankenlager aufgestanden. Ihr könnt leicht denken, wie viel er mir diese Zeit über von seiner Liebe und dem Vergnügen erzählte, das er in Grenoble zu genießen hoffte. Kurz, ohne noch seine völlige Genesung abzuwarten, umarmte er mich, und trat

seine Reise an. Gegen Calezieux ward der Vorwand gebraucht, Erbschaftsangelegenheiten machten seine Anwesenheit in Auvergne nöthig, und spätestens werde er in zwey Monaten zurückkehren. Es ist nicht nöthig, sagte er ihm, dieß Herrn Dorancé dem Vater zu melden. Da er mir die Aufsicht über seinen Sohn anvertraut, so könnte er ungehalten werden, daß ich ihn aus den Augen ließe: allein er ist kein Kind mehr, und überdieß wo könnte er besser aufgehoben seyn, als in Ihrem Hause? Sie sind ihm ein wahrer Vater, und in Ihrer Nähe bedarf er keines Mentors. —

Calezieux, deßen Eitelkeit diese Complimente kitzelten, versprach meinem Vater nichts davon zu melden, Düverly reiste ab, nachdem er mir versprochen hatte, oft zu schreiben, und mir Nachricht von dem guten oder bösen Verlauf seiner Angelegenheiten zu geben. Nochmals schärfte er mir ein, meine Antworten unter einem Couvert mit der Addresse an Frau von Roches abzusenden.

Lange bekam ich nichts von ihm zu hören; endlich nach Verlauf von zwey Monaten erhielt ich folgenden Brief.

„Kannst Du es glauben, mein Freund?
„Ich bin der glücklichste Mensch unter der
„Sonne. Luise liebt mich. Sie hat ihre
„Abneigung gegen das Kloster so nach-
„drücklich geäußert, daß ihr Vater nicht
„weiter in sie gedrungen: allein sie wird
„scharf beobachtet. Da ist auch noch ein
„anderer Cerberus, ein Freund vom Hause,
„der Vater des Obersten, der ihr nachfolgt,
„wie ihr Schatten. Gleichwohl vermag
„die Liebe alle diese Argusaugen zu hin-
„tergehn . . . Luise kömmt von Zeit zu
„Zeit zum Besuch bey Frau von Roches,
„wo ich seit meiner Ankunft incognito lebe.
„Noch hat mich niemand aus der Stadt
„gesehn. Das Haus meiner Muhme ist
„eine Einsiedeley, in der man aber alle
„Annehmlichkeiten des Lebens genießt,
„ohne daß man nöthig hat, den Fuß vor
„die Thüre zu setzen. Selbst das Ver-
„gnügen der Promenade genießt man in
„einem reizenden Garten, mit den schön-
„sten Lauben und den niedlichsten Boskets
„geziert. Boskets! ich kann dieß Wort
„nicht aussprechen, ohne an das Glück zu
„denken, das ich gestern genossen! — —

„Darf ich meinem Freunde dieß Geständ=
„niß thun? Wird es seine Delikatesse nicht
„beleidigen? O nein! er liebt, er muß die
„Schwachheiten verzeihen, zu denen uns
„die Liebe verleitet. Gestern waren wir
„in einem dieser Boskets . . . Luise und
„ich . . . sie sind so verführerisch! — —
„Kurz die Liebe deckte mit ihrer Binde
„die Augen der Vernunft . . . sie half
„mir den Widerstand meiner Luise besie=
„gen : : und ich trug einen Sieg davon
„— — ach! einen grausamen Sieg . .
„denn er hat ihr viel Thränen, und mir
„viel Reue gekostet . . . . Ach! mein
„Freund, leihe mir all' deine Beredsam=
„keit, die Schöne zu trösten, die ich ver=
„führt habe. Gib mir meine Unschuld
„wieder, die beleidigte Schaam, die ich
„aufgestört, zurückzubringen, und einer
„Blume, die ich berührt, ihren alten
„Glanz und ihre erste Frische wiederzuge=
„ben . . . Ach! Luise nennt mich jetzt
„den Urheber ihres Unglücks . . . Wie
„darf sie wagen, ihrem Verlobten die
„Hand zu geben? . . . . Mit welcher
„Stirn könnte sie die Fackel Hymens an=

„zünden, da sie bereits der Liebe alles zu-
„gestanden hat? . . Das setzt sie in Ver-
„zweiflung, das zieht mir von ihr die blu-
„tigsten Vorwürfe zu. Dorancé, lieber
„Dorancé, ach beklage mich, schreibe mir,
„rathe mir!

„Ich kann diesen Brief nicht schließen,
„ohne Dir ein Wort von Deiner Adelheit
„zu sagen. Man sagt, sie verändere sich
„wunderbarer Weise von Tag zu Tag, ein
„geheimer Kummer müsse sie quälen. Sie
„verliert dabey nicht weniger von der phy-
„sischen als moralischen Seite. Sie hat
„in ihrem Wesen etwas linkisches, sie ist
„ärgerlich, mürrisch, und zankt sich mit
„der ganzen Welt. Da fallen Auftritte
„zwischen ihr und ihrer Mutter vor! . . .
„Freund, ich kann Dich nicht tadeln, daß
„Du liebst, aber wenn deine Leidenschaft
„nicht durch Gegenliebe vergolten würde,
„wie unglücklich könntest Du werden! Le-
„be wohl, und überleg es."

Ich erröthete, als ich diesen Brief las, über die Rolle, zu der ich mich in diesem Handel hatte brauchen lassen. Ich selbst, sagte ich, ja ich selbst bin der Urheber dieses Ver-

brechens: ich bins — — hätte ich seine heimliche Reise nicht zugegeben, so hätte er Luisen nicht sehn, das junge unerfahrne Mädchen nicht um ihre Tugend betrügen können. O, Unvorsichtiger, was hast du gethan? . . Wenn ich nur den Obersten kennte, der sie heurathen soll. Ich würde ihn meinem Fehler gestehn, ihm die heimliche Verschwörung gegen seine Ehre entdecken, und verhindern, daß ein ehrlicher Mann auf eine so schändliche Weise betrogen würde. Ja ich will ihn ausforschen, ich will ihn aufsuchen, er soll alles erfahren. Ich will das Unglück seines Lebens nicht auf meinem Gewissen haben. Doch was will ich? Darf ein elender Unterhändler in dem verworfensten Geschäfte sich erkühnen den Mund aufzuthun? In die Nacht der tiefsten Vergessenheit muß ich das Andenken daran zu vergraben suchen, und mein ganzes Leben wird kaum hinreichen, einen Fehltritt auszubüßen, der die Gesetze der Ehre und Tugend gleich sehr beleidigt.

Ich antwortete Duverly, aber in einem sehr ernsthaften Ton. Ich zeigte ihm sein Unrecht, und die Schändlichkeit der Rolle, die er mich spielen lasse. Ich ersuchte ihn,

sich einen andern Vertrauten zu wählen, und schloß damit, daß ich ihn beschwor, mir kein Wort mehr von einer Intrigue zu sagen, an der Theil genommen zu haben ich mir nie verzeihen werde.

Ich weiß nicht, was dieser strenge Brief für einen Eindruck auf ihn machte. Vier Monate verflossen, ohne daß ich die mindeste Nachricht von ihm erhielt: Um diese Zeit erhielt ich einen Brief von Mad. de Myrsange, mit der traurigen Nachricht, daß mein Vater gestorben sey . . . Ich flog sogleich nach Grenoble, wo ich in meinem väterlichen Hause Trauer und Bestürzung fand. Ich hatte nur sehr weitläuftige Verwandte in der Stadt, und beschloß, sie sogleich zu verlassen, als ich die Hand meiner Geliebten erhalten haben würde. Ihre Mutter, dem meinem Vater gegebenen Worte treu, hatte auch jetzt noch die besten Gesinnungen gegen mich.

Ich hatte gehofft in Grenoble einen Freund zu finden, der mich trösten und Theil an meinem Schmerz nehmen werde. Stellt euch mein Erstaunen vor, als sich nichts von ihm sehen noch hören ließ. Ich ging in die Straße, wo Frau de Roches wohnte, ich

fragte

fragte nach ihr, und erfuhr zu meinem größten Erstaunen, daß sie Grenoble seit acht Tagen verlassen habe, und daß man nicht wisse, wo sie ihren neuen Wohnsitz aufgeschlagen habe. Nun zweifelte ich keinen Augenblick länger, Duverly und seine niederträchtige Gehülfinn hätten die unglückliche Luise entführt, und mein Freund habe mir aus Furcht, von neuem Vorwürfe zu bekommen, von der ganzen Sache nichts gemeldet. Was mir aber am unerklärlichsten war, niemand in der ganzen Stadt wollte weder diese Luise noch ihren Vater kennen. Doch, dacht' ich, da du den Namen des Alten nicht weißt, so wird es freylich schwer halten, etwas zuverläßiges zu erfahren.

Kurz, mein Freund war verschwunden. Er hatte mich verlassen, und zuerst die Bande unserer Freundschaft getrennt. Es ging mir eine Weile nah: da ich aber die Verdorbenheit seines Charakters überlegte, so hielt ich es bald für ein Glück, von ihm getrennt zu seyn. Ich suchte ihn zu vergeßen, und es gelang mir. So gewiß ist es, daß das Laster rechtschaffenen, unverdorbenen Seelen so verhaßt ist, daß auch die glänzendsten Eigenschaften,

wenn sie mit ihm verbunden sind, ihren Werth verlieren.

Unterdeß besuchte ich meine Braut täglich, und in der That fand ich, daß Duverlys Schilderung von ihr nicht übertrieben sey. Sie hatte alle jene Fehler, die er ihr Schuld gab: sie war linkisch, mürrisch, ärgerlich. Ihre Mutter, vor der sie sich scheute, nöthigte sie mir die Hand zu geben. Es war der letzte Wille meines Vaters. Ich war entschlossen sie zu nehmen, aber ohne Liebe. Meine Neigung ward von Tag zu Tag schwächer: ich folgte weniger ihr, als dem Verlangen der Frau von Myrsange, einer gewissen Convenienz, die ich dabey zu finden glaubte, oder vielmehr meinem bösen Stern, der mich nach dem Abgrund zuführte, in dem ich nun schlechterdings einmal umkommen sollte. Oft machte ich den Versuch, ihre Gesinnungen gegen mich auszuforschen, und ich glaubte zu bemerken, daß sie, wenn auch keine Neigung für mich, doch auch keine Abneigung gegen eine Verbindung mit mir habe. Kurz alles vereinigte sich, mich in meinem unglücklichen Entschluß zu bestärken. Der Tag der fatalen Ceremonie ward angesetzt, ich führte Adelheid

zum Altar, und führte sie zurück, ohne Freude, ohne Verdruß, bloß mit einer Art von Unruhe, die ich mir nicht erklären konnte. Wie wir nach Hause kamen, verlangte meine Gattinn mit mir und ihrer Mutter ins Geheim zu sprechen. Wir gingen zusammen in ein entlegnes Zimmer. Hier sahn wir sie mit Erstaunen zu unsern Füßen fallen, und diese unerwartete Anrede an uns halten:

„Mutter, Sie haben mich gezwungen, „Herrn Dorancé meine Hand zu geben . . . „Sie wissen, was für Kämpfe mich's gekostet, wie vielmal Sie mich entrüstet von sich „gestoßen . . . Lassen Sie mir, ums Himmels willen, lassen Sie mir Zeit, ihn beßer „kennen, ihn mehr schätzen zu lernen, und „mich der Zärtlichkeit werther zu machen, die „er für mich hegt . . . Ich begehre nur „zwey Monate. Erlauben Sie mir, daß „ich mich nach St. Marcellin zu Ihrer „Schwester, meiner guten Tante, begebe. „Dort will ich mich sammeln. Dort will ich „alles aufbieten, die Liebe eines Mannes zu „erwiedern, der mehr Zärtlichkeit und keinen „Undank von mir verdient. O, liebe Mutter, und Sie mein Herr, erweisen Sie mir

„diese Gnade, ich bitte fußfällig. Können „Sie mirs abschlagen?“

Schon wollte Frau von Myrsange in Vorwürfe und Drohungen gegen ihre Tochter ausbrechen: allein ich war so gerührt, ihre Worte, ihre Stellung machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich es für Grausamkeit hielt, eine, dem Ansehn nach, freylich sonderbare Bitte abzuschlagen, die aber so viel zur Beruhigung der unglücklichen Adelheid beytragen konnte. Ich vereinigte mich also mit ihr, die Einwilligung ihrer Mutter zu erhalten. Sie gab sie endlich, doch mit dem größten Verdruß. Sie überhäufte ihre Tochter mit Verwünschungen, und schwur, sie nicht wieder vor ihre Augen zu lassen. „Mein Herr, fuhr sie fort, sie gehört Ihnen: ich habe keine Rechte mehr auf sie: lassen Sie sie gehen, wohin es Ihnen gefällt: ich aber mag nie wieder etwas von ihr hören: nein niemals! Sie macht das Unglück meiner alten Tage!“

Wirklich verließ sie uns auch auf der Stelle, und war nicht zu bewegen, ihrer Tochter einen Brief an ihre Schwester, die Frau von Reigny, mit zu geben. Ich war

so sehr außer mir, als sie selbst. Ich gab ihr einen treuen Bedienten, und sie stieg sogleich mit ihrer Kammerfrau in den Wagen. Sie fuhr fort, und kam den folgenden Tag in St. Marcellin an. Nach zwey Tagen kam der Bediente mit einem Brief von Adelheid zurück, in dem sie mir für die gegebene Erlaubniß dankte, und mir versicherte, daß dieser Beweiß von Großmuth nie aus ihrem Andenken verschwinden werde, und daß er schon anfange, mir den Besitz ihres Herzens zu versichern.

Kaum war ich verheirathet, und hatte schon keine Frau mehr. Ich blieb noch einen Monat in Grenoble, nach deßen Verlauf ich das Unglück hatte, meine Schwiegermutter zu verlieren. Das Betragen ihrer Tochter, das sie gleichwohl noch lange nicht in ihrer ganzen Schwärze kannte, vielleicht Reue, daß sie sie genöthigt, sich gegen ihre Neigung zu verheirathen, alles das zog ihr eine heftige Krankheit zu, an der sie nach wenig Tagen starb; sie war nicht zu bewegen, ihre Tochter vor sich kommen zu lassen, noch ihr in den letzten Augenblicken zu vergeben. Von nun an war mir der Aufenthalt in Grenoble zuwi-

der, ich beschloß meinen beständigen Aufenthalt in Paris zu nehmen. Vorher wollte ich aber eine kleine Reise nach St. Marcellin machen, meine Gattinn besuchen, und einen Versuch anstellen, ob ich sie bewegen könne, mir zu folgen. Ich schrieb ihr also, meldete ihr den Tod ihrer Mutter, und meinen Plan, und schloß mit der Bitte, daß sie meinen Besuch annehmen und mir nach Paris folgen möchte.

Ich schickte den Brief ab, brachte meine Angelegenheiten in Grenoble in Ordnung, und machte mich auf den Weg nach St. Marcellin. Doch es ist Zeit, daß ich neue Aufschlüße über das Benehmen meiner Gattinn und des treulosen Duverly gebe.

Kaum hatte er nach dem Tode meines Vaters die Nachricht von meiner Ankunft in Grenoble erhalten, als er sich auf der Stelle entschloß die Stadt zu verlassen, aus Furcht meinen Argwohn rege zu machen. Ueberdieß konnte er bey meiner Anwesenheit nicht hoffen, die strafbare Adelheid so leicht zu sehen, und er würde in großer Verlegenheit gewesen seyn, wenn ich von seiner Intrigue mit der angeblichen Luise genauer hätte wollen unterrichtet

seyn. Nach vielen Berathschlagungen, die Adelheid, Duverly und Frau von Roches in dieser Absicht anstellten, ward beschlossen, daß die beyden letztern nach St. Marcellin in die Nähe der Frau von Reigny, Schwester der Frau von Myrsange, ziehen, und Adelheid, so wie auch wirklich geschah, die Erlaubniß von mir und ihrer Mutter zu erhalten suchen sollte, einige Zeit ohne mich hier zu leben. Frau von Roches, ein einschmeichelndes, verschlagenes Weib, war unter verändertem Namen nach St. Marcellin gekommen, hatte Duverly für ihren Sohn ausgegeben, und beyde hatten so genaue Freundschaft mit Frau von Reigny errichtet, daß sie ganze Tage zusammen zubrachten, und fast in Einem Hause wohnten. Nun kam auch Adelheid und vermehrte die edle Gesellschaft. Sie erzählte ihrer Tante, ihre Mutter habe sie gezwungen mich zu heirathen, und da unsre Gemüthsart nicht zusammen stimmen wolle, so hätten wir ihr beyde erlaubt, einige Zeit bey ihr zuzubringen, bis sie ihren Widerwillen überwunden, und sich stark genug fühlen würde, sich in das eiserne Joch der Nothwendigkeit zu fügen. Die gute Tante war betagt, und leichtgläubig:

sie gab sich zu allem her, und stellte ihrer Nichte Frau von Raymond (das war der angenommene Name der von Roches) und ihren Sohn als ein paar Freunde vor, die sie unendlich schätze. So überließen sich diese drey verächtlichen Geschöpfe ihren schändlichen Ausschweifungen unter den Augen einer ehrwürdigen Tante, die weit entfernt, das Geringste von diesem höllischen Komplot zu ahnden, ihnen vollkommene Freyheit ließ, sich zu sehen und zu unterhalten.

Indeß kam mein Brief, und setzte die Strafbaren in einige Verlegenheit. Düverly entfernte sich Hals über Kopf, und meine Gattinn, kaum wag ich es auszusprechen, deren Schwangerschaft schon weit vorgerückt war, legte sich ins Bett, und stellte sich, als habe sie plötzlich eine heftige Krankheit überfallen. Ich kam nach St. Marcellin, und fand an ihrem Bette die alte Tante und die elende von Roches, die ich nicht von Person kannte. „Ach! rief diese, die arme gute Frau! Wie sie die Nachricht vom Tod ihrer Mutter erhielt, ward sie gleich blaß, das Fieber schlug dazu, und sie mußte das Bett suchen. Meine Mutter ist gestorben, sagte sie, ohne ihren

Fluch in Seegen verwandelt zu haben! Wo gibt es ein unglücklicheres Weib, als ich bin? — — Vergebens suchten wir sie zu trösten, ihre Tante, mein Sohn und ich: nichts vermochte es, als die Nachricht von Ihrer Ankunft. Ich soll also meinen theuren Gatten wiedersehn, sagte sie . . . ach, er verzeihe mir, und ich sterbe zufrieden . . ."

Unter diesen Worten der Verrätherinn nahte ich mich dem Bette meiner Gattinn und redete sie also an: „Liebe Adelheid, Sie wissen, ob ich je die Absicht gehabt habe, Sie zu tyrannisiren . . . Sie wünschten einige Zeit bey Ihrer Tante zuzubringen: ich habe es bewilligt. Jetzt haben Sie keine Mutter mehr: es bleibt ihnen nichts als ein Gatte, aber ein zärtlicher, treuer Gatte . . . Haben Sie die Gefälligkeit für ihn, ihm nach Paris zu folgen, wo er künftig seinen Aufenthalt nehmen will, und seyn Sie versichert, sein süßestes Geschäfte wird die Sorge für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit seyn."

Adelheid antwortete mir mit schwacher Stimme: sie fühle lebhaft ihr ganzes Unrecht gegen mich, ihr fester Vorsatz sey, es wieder gut zu machen, nur bäte sie um die Erlaub-

niß, noch drey Monathe in der Einsamkeit den Tod der besten Mutter zu beweinen, dieß sey die letzte Frist, nach deren Verlauf sie bereit sey, meinen Befehlen unbedingt zu gehorchen. „Es ist nicht mehr Gleichgültigkeit, die mich diese Sprache führen läßt, setzte sie hinzu. Nein, nein, liebster Dorancé, Ihr Verfahren, Ihre Großmuth hat mir über meine Ungerechtigkeit die Augen geöffnet. Sie ist groß, und nie werde ich mir sie verzeihen. Reisen Sie, lieber Mann, reisen Sie, in drey Monathen sollen Sie Ihre Adelheid wiedersehn, nicht die ungerechte, undankbare Adelheid, die Ihre Hand nur mit Schrecken annahm, sondern eine folgsame, zärtliche, liebende Gattinn, die fest überzeugt ist, auch das längste Leben sey zu kurz ihr Unrecht gegen Sie gut zu machen.“

Vielleicht glaubt Ihr, meine Lieben, auch diese Betheurungen seyn nur verstellt gewesen: aber nein, sie kamen wirklich aus ihrem Herzen. Meine Sanftmuth, meine Güte hatten sie gerührt. Sie bereute ihre Verbrechen, und nahm sich vor, künftig mit mir nach den strengsten Gesetzen der Sittlichkeit und des Anstands zu leben. Allein sie war

schon im achten Monath schwanger: sie wünschte, daß ich abreisen mögte: sie fürchtete, ich mögte Zeuge ihrer und meiner Schande werden . . . Ach, wie viel, wie heiße Thränen vergoß sie nicht! Wenn ihr sie hättet sehen sollen, meine Kinder, es würde euch gerührt haben. Da ich vollends die wahre Quelle dieser Thränen nicht kannte, so erweichten sie mich dergestalt, und erneuerten meine alte Leidenschaft so, daß ich mich näherte, sie zu trösten, und zu umarmen. „Nein, rief sie aus, und wehrte mich von sich ab, nein, edler Mann, ich bin nicht werth . . . Mein Betragen gegen Sie . . . ach! versparen Sie diese Beweise der Zärtlichkeit für glücklichere Zeiten auf. —“ Die von Roches stand unbeweglich wie eine Bildsäule bey diesem Auftritt. Sie wußte nicht, ob es Adelheiden Ernst mit dem sey, was sie sage, oder ob sie nur Komödie spiele. Die gute alte Tante weinte ein paar Thränen, und brummte leise zwischen den Zähnen: „Hm! die guten jungen Leutchen! sie sind recht brav . . . . Mein lieber Neffe! meine liebe Nichte! Wenn Raymond da wäre. Mit seiner verwünschten Reise! Da hat er eine schöne Szene, einen

erbaulichen Auftritt versäumt . . . Er ist ein recht braver Mensch: er wird gewiß eben so gut mit seiner Frau umgehn . . ich muß nur auf eine gute Partie für ihn denken." Die von Roches winkte ihr zu und hätte sie gern zum T : : gewünscht. Ob sie gleich wußte, daß ich diesen Raymond nicht kannte, so fürchtete sie doch, ich möchte ihn errathen. Die Verbrecher sind immer furchtsam, und in beständiger Sorge und Angst, das entfernteste Zeichen möchte sie verrathen. Der aufmerksame Beobachter könnte ihre Plane oft zuerst durch das entdecken, was sie thun, sie zu verbergen.

Ich blieb zwey Tage in St. Marcellin. Meine Gattinn, die ihre Krankheit vollkommen in ihrer Gewalt hatte, ward zusehends besser, ich ließ sie in den besten Umständen zurück, und reiste vollends nach Paris, wo ich in einer der besten Straßen eine Wohnung miethete. Einen Monat nach meiner Ankunft erhielt ich einen Brief von Duverly, der mich in keine geringe Verwunderung setzte.

„Wirst Du mein langes Schweigen ent„schuldigen, lieber Dorancé, wenn ich

„Dir die Ursachen desselben anzeige? Ei„nige Tage vor dem Tode deines Vaters „entdeckte der Vater meiner Luise meinen „Umgang mit seiner Tochter. Nachdem „er ihr die blutigsten Vorwürfe gemacht, „entschloß er sich, Grenoble zu verlassen, „und in dem benachbarten Flecken Bourg„d'Oysans eine Wohnung zu miethen. „Frau von Roches meldete mir diese Nach„richt, die mich wie der Donner traf. Der „Vater drohte mich umzubringen, wenn „ich ihm in den Weg käme. Was sollt' „ich anfangen? Ich gerieth in Verzweif„lung, ich schlug meiner Muhme vor, „eine Reise zu machen. Sie wars zu„frieden, und wir traten sie zusammen an. „Ich meldete Dir damals nichts davon . . „ich war in solcher Verwirrung . . . Du „hattest mir verboten, Dir von meiner „Liebe etwas zu sagen. Deine Stren„ge . . eine Kette von Unfällen . . kurz, „vergib mir mein Schweigen Ich un„terbreche es, um Dich zu beschwören, „einen unglücklichen Freund bey Dir auf„zunehmen, der bald nach Paris kommen „wird, dort für Kummer zu sterben . .

„Meine Luise ist im Begrif, ihren Ober„sten zu heirathen: doch ist sie schon, darf „ich Dirs gestehen! ; sie ist schwanger. „Das arme Kind! Ich weiß nicht, was „ich anfange, daß ihr Vater nichts merkt. „Es bringt mich noch um meinen Ver„stand, wahrlich, es bringt mich noch „um den Verstand. Gib mir einen gu„ten Rath! Dieß ist die letzte Gefällig„keit, um die ein unglücklicher Freund Dich „bittet, der seine Fehler erkennt, und der „bey allem, was ihm heilig ist, schwört, „daß er nie wieder ähnliche Vergehen „sich zu Schulden kommen lassen wird, „wenn Du ihm erlaubst, neben Dir, un„ter deinen Augen zu leben, und dein „Beyspiel zu nutzen.

„Antworte mir unter der Addresse: an „Hrn. Pirlet in Bourg d'Oysans."

Ich las diesen Brief einigemal, und Mitleid erwachte in meinem Herzen. Ich war im Begriff zu antworten, daß ich meine Wohnung gern mit ihm theilen werde, als ich einen Brief von meiner Gattinn erhielt, die mir meldete, sie sey vollkommen wieder hergestellt, und die bestimmten drey Monate

kämen ihr in der Entfernung von mir zu lang vor. Sie hoffte mich in sechs Wochen wiederzusehen, und werde alles thun, was in ihren Kräften stehe, mich glücklich zu machen.

Ich gerieth in Entzücken über diesen Brief, und vergaß in der Freude meines Herzens, Duverlys Brief zu beantworten. Einst, als es mir wieder einfiel, und ich wirklich Anstalt dazu machte, meldete mein Diener einen Bauer, der, wie er sage, mich sogleich sprechen müsse. Ich ließ ihn herein kommen, und fragte ihn: was er wolle? Statt der Antwort stellte mir der Unbekannte einen Brief zu. An der Addresse sah ich, daß er von Duverly war.

„Liebster Dorancé, wie wirst du die Bitte „aufnehmen, die ich im Begriff bin, an „Dich zu thun? Wirst du mir diesen „großen Dienst erzeigen? Ich bin Va„ter. Luise ist niedergekommen. Ein „schönes Mädchen ist die Frucht unsrer „strafbaren Liebe. Mein Freund Pirlet „hatte den Alten auf eine gute Art ent„fernt, und Luisen der Sorge seiner Frau

„überlassen. Während dieser Zeit —
„was soll ich sagen? Es kömmt alles dar-
„auf an, das Kind zu verbergen und es
„dem argwöhnischen Auge des Vaters und
„des Obersten zu entziehen, der täglich
„erwartet wird. Ich habe nur Einen
„Freund, und diesem schick' ich es. Nimm
„es auf, Dorancé, nimm dieses Pfand
„der zärtlichsten Liebe auf. Gib ihm Dei-
„nen Namen am Taufstein, oder wenn
„dein Herz, wenn deine Delikatesse
„sich gegen meine Bitte sträubt, so laß
„das unglückliche Geschöpf in eins von
„den Häusern bringen, die den zarten
„Schlachtopfern der Dürftigkeit und Eifer-
„sucht offen stehn. Ach! aber welch ein
„Trost würde mir's seyn, es in dei-
„nen Händen zu wissen; wenn Du Dich
„entschließen könntest, es bis zu meiner
„Ankunft in Paris, die in kurzem erfol-
„gen wird, aufzunehmen! O Dorancé
„erinnere Dich der Freundschaft unserer
„Jugend! Thue alles für deinen Freund,
„daß er Dir mehr als das Leben, daß er
„Dir die Ruhe seines Lebens verdanke!"

Ich

Ich befand mich, nachdem ich diesen Brief gelesen, in einer sonderbaren Lage. „Wo ist das arme Kind?“ fragte ich.

„Gnädiger Herr, hab's auf dem Schiebkarren hergefahren; 's ist unten im Hofe.“

„Im Hofe? Mein Gott, solch ein Skandal zu geben. Aber in aller Welt, was soll ich mit machen? Der unverschämte Mensch!“

„Ey nu, wenn's der Herr nicht brauchen können, dürfen Sie nur befehlen. Ich fahr's gleich ins Findelhaus. Das ist bald geschehen“ : :

„Wartet : : Gott welche Verlegenheit! Was soll ich thun?“

Noch war ich unschlüssig, als eine Weibsperson mit einem Kinde hereintrat, und mirs in die Arme legte . . „Da, mein schöner Herr, da ist das arme kleine Ding! Da ists! Können Sie's übers Herz bringen?“

„Warum nicht? Gehört das Kind mir? geht es mich das mindeste an?“

Die arme Kleine! sie weinte, sah mich wehmüthig an, (sie war schon ein paar Wochen alt) und machte mir das Herz ganz weich. Ich drückte das Kind an die Brust und lächelte es an. Die Frau, die mirs gebracht

hatte, war seine Amme, ich behielt sie gleichfalls.

„Gnädger Herr,“ sagte sie, „es ist eine kleine Tochter, sie ist noch nicht getauft.“

„Gut, wir beyde wollen seine Pathen seyn. Aber was für ein Ansehn soll ich nur der Sache geben, was wird man von mir denken?“

„Sie dürfen's ja nur für ein ausgesetztes Kind ausgeben, das Sie aus Barmherzigkeit aufgenommen haben.“

Ich befolgte diesen Rath und ließ den Pfarrer des Sprengels kommen, dem ich die Sache, so wie sie mir begegnet war, erzählte. Der würdige Mann hörte meine Erzählung ohne beleidigende Zweifelmienen an und noch denselben Abend ward das Kind getauft. Ich ließ ihm den Nahmen Klara Adelheid Duverly nach seinem Vater geben, und es sodann unter meinen Augen erziehen. Von dem treulosen Freund, der mich in diese Unruhe gestürzt hatte, bekam ich fast in sechs Jahren nicht die geringste Nachricht.

Hier ward Candor in seiner Erzählung von Klärchen unterbrochen, die ihm mit einem Strohm von Thränen in die Arme fiel, und ausrief: „Ach, mein Vater ; ; mein Herr,

ich weiß nicht mehr, wie ich Sie nennen soll... Ich sehe nun wohl, ich, ich bin dieß unglückliche Kind. Gott, und Sie stießen mich nicht von Ihrem Herzen. Himmel! welche Güte, welcher Edelmuth!“

„Ja, Klärchen,“ erwiederte Candor, „ja du bist die Frucht der schändlichsten Ausschweifung. Du siehst, wie verächtlich der Mann ist, dem Du das Daseyn verdankest. Aber solltest Du dafür büßen? Solltest Du allein die ganze Strafe der Missethat dulden? Ach! Deine Geburt ist dein einziges Verbrechen! Du hast es vollkommen ausgebüßt durch deine Freundlichkeit, deine Zärtlichkeit für einen Barbaren — der ihrer nicht werth war. O höre, höre und zittre im voraus für dem, was Du hören wirst!“

Vor allen Dingen muß ich euch erklären, aus welchen Gründen Duverly und meine Gattinn mir die Frucht ihrer strafbaren Liebe zuschickten. Adelheid, durch mein Betragen gerührt, fühlte Reue. Die Stimme ihres Gewissens war erwacht. Nach meiner Abreise von St. Marcellin machte sie der Roches die bittersten Vorwürfe. „Ja, sagte sie zu ihr, ja, treulose Freundinn, Sie haben mich in das Verderben gestürzt. Wer wird mich

aus den Abgrund ziehen? Wer wird mich eines nur allzuedlen Gatten würdig machen? Ach, unglückliche Adelheid, was hast du gethan? . . du hast Dich den schändlichsten Ausschweifungen ergeben. Auf blumigen Pfaden hast du dich in ein Labyrinth führen lassen, aus dem du dich nur auf Dornenwegen retten kannst. Verworfener Duverly! Du hast mich verführt: du hast deinen Freund betrogen! und welch einen Freund! Gott, könnt' ich mich nur vor mir selbst verbergen!"

Die Roches, ganz betroffen über diese plötzliche Sinnesänderung, hinterbrachte sie Duverlyn auf das schnellste. Dieser schmeichelte sich, Adelheidens Herz wieder zu gewinnen. Aber umsonst. Meine Gattinn blieb unerbittlich, sie drohte dem Verräther, ihm einen Dolch ins Herz zu stoßen, wenn er sich erfreche, ihr je wieder unter die Augen zu treten. Sie erbat sich nur noch Eine Gunst von ihm, ihr Kind nach Paris zu ihrem Manne zu schicken. „Ich werde sie sehen, die unglückliche Frucht meines Verbrechens, rief sie aus, ich werde sie erziehen, und ihre Gegenwart soll mir jeden Augenblick Aufforderung seyn, mein begangenes Unrecht durch die größte Zärtlichkeit und Treue gegen den großmüthigsten, edelsten Mann zu vergüten."

Duverly versprach es, schlechterdings aber konnte er ihre Einwilligung nicht erhalten, künftig mit uns zu leben. Die Liebe für den Verbrecher hatte sich in Haß verwandelt, sie verbot es ihm ausdrücklich, und drohte, ihrem Gatten alles zu entdecken, wenn er je die Vermessenheit hätte, den Frieden unsers Hauses stören zu wollen. Da Duverly sah, daß weiter nichts für ihn zu thun war, so wählte er einen sichern Mann und eine Amme, und schickte mir das Kind auf die gemeldete Art nach Paris. In der Ueberzeugung, daß Adelheid ihrem entworfenen Plan treu bleiben würde, verließ er freywillig das Reich, und brachte ohngefähr sechs Jahr außer Landes zu, ohne mir Nachricht von sich zu geben.

Indeß war ich in Paris noch nicht außer aller Verlegenheit. Ich wußte nicht, wie ich meiner Gattinn das Kind vorstellen sollte, ohne einen für mich schimpflichen Argwohn bey ihr zu erregen. Wie konnte sie sich meine Vorsorge für dasselbe erklären? Was für einen Anstrich sollte ich der Sache geben? Ich war eben Willens, es samt seiner Amme auf ein Dorf in die Nähe von Paris zu schicken, als ein Wagen vor meiner Thüre hielt. Ein Frauenzimmer stieg heraus, es

war Adelheid. Sie selbst, sie stürzte in meine Arme, vergoß einen Strohm von Thränen, nannte mich ihren lieben, ihren edelmüthigen Gatten. Unsere Zähren vermischten sich. Sie erbat sichs als eine Gnade, daß ich sie aufnehmen, und ihr Unrecht verzeihen möchte . . „Es ist groß, sehr groß, rief sie, allein wie sehr verkannte ich Sie, würdiger Mann. Wie ungerecht war ich gegen Sie! Ach! dieß wird künftig mein einziger Kummer seyn: nie werde ich mir mein unvernünftiges Betragen verzeihen, das mir jetzt selbst unbegreiflich ist!"

„Vergessen Sie das! meine Liebe, lassen Sie uns beyde unsre begangenen Fehler vergessen : : : Ach, wenn Sie meine Unbesonnenheit kennten" — —

„Unbesonnenheit? Dorancé; nein ich weiß alles. Ich habe gehört, was Sie für einen unwürdigen Freund gethan haben. Er hat sich erkühnt, Ihnen die Frucht einer verbotenen Liebe mit einer gewissen . . . Luise zu schicken. Die Frau von Roches hat alles entdeckt!"

„Sie kennen die Nichtswürdige?"

„Meine — Meine Tante kennt sie. Sie hat ihr alles erzählt, und Frau von Reigny hat mirs im Vertrauen gesagt" . . .

„Meine Liebe, Sie sollen das Kind nicht vor Ihren Augen behalten . . . ich will es entfernen, es ist weder billig noch schicklich“ — —

„Wie, lieber Mann, ich sollte fordern . . . Nein! die Liebe darf die Wohlthaten der Freundschaft nicht hindern. Sie haben es aufgenommen, Ihr Freund glaubt es bey Ihnen aufgehoben. Erlauben Sie, daß ich dem Muster der Großmuth, das ich vor mir habe, nachstrebe . . . Ihre Bedenklichkeiten räumen vollends allen Argwohn hinweg, zu dem dieses Kind hätte Veranlassuug geben können, wenn ich nicht so gut wie Sie den Zusammenhang der Sache wüßte. Kurz, behalten Sie's, berauben Sie sich meinetwegen nicht dieses Pfandes der Freundschaft . . . . Ich gestehe, nur eine Liebe wie die meinige kann so etwas genehmigen . . . Doch ich bin entschlossen, Ihnen diese Gefälligkeit zu erzeigen, und Ihnen dadurch meinen : : Gehorsam zu beweisen. Behalten Sie's, behalten Sie's, ich bitte selbst darum“ — —

„Aber, meine Beste, ist es billig, daß wir auf ein fremdes Kind eine Vorsorge verwenden, die wir vielleicht auf“ . . . „Ich verstehe Sie, mein Freund; allein sind wir

nicht reich? können wirs nicht? Sein Vater hat es verlassen. Er ist, ich weiß es, nicht mehr in Frankreich — Seine Luise ist verheirathet. Er darf sie nicht sehen, sie hats ihm ausdrücklich verboten. Ach wenn Sie die Reue dieser Person hätten sehen sollen. Meine Tante und die von Roches haben mirs so ausführlich geschildert, daß ich die Szene selbst vor mir zu sehen glaube . . Kommen Sie, mein Bester, lassen Sie uns alles für einen Freund, für eine unglückliche Mutter thun. Vielleicht ist ihr die Freude beschieden, es einst wiederzusehn, in ihre Arme zu nehmen. Wie wird sie uns danken, daß wir es ihr erhielten!"

„Liebenswürdige Adelheid, nein, das hätte ich nicht erwartet" . . .

„Ach, mein Bester, wie gern gäb' ich mein Leben darum, nur um Sie von der Aenderung meiner Denkungsart zu überzeugen. Diese geringe Aufopferung, — wenn es eine ist — wird sich mir herrlich belohnen, wenn sie etwas beyträgt, die Bande unserer Liebe fester zu schlingen. Möge die kleine Unschuldige uns ewig durch ihre Zärtlichkeit und Dankbarkeit erinnern, daß sie das Siegel unserer Wiedervereinigung war."

LB Coburg

So sprach Adelheid, und so sichtbar sich in ihren Worten und Geberden Verwirrung und Unruhe zeigte, so argwohnte ich doch nichts weniger, als den wahren Grund davon. Ich hatte nur Augen für die Gefälligkeit und Selbstverleugnung, wovon sie sich das Ansehen so geschickt zu geben wußte, daß ich vollkommen getäuscht wurde, und sie mit Wärme umarmte. Gleichwohl war ich noch nicht fest entschlossen, das Kind stets bey mir zu behalten; allein sie wußte sich so geschickt zu benehmen, daß sie mich ganz dazu beredete. Und wirklich waren ihre Gründe sehr scheinbar. So bald sie bemerkte, daß ich kalt gegen ihre Tochter war, so wußte sie mich gleich durch eine rührende Idee über das Schicksal verlassener Kinder umzustimmen, und wenn sie mich nun so sehr erweicht hatte, als nur möglich war, so nahm sie einen strengern Ton an, und wußte ihre Gefälligkeit gegen Duverly, und ihre Bereitwilligkeit, mir meine kleinsten Wünsche an den Augen abzusehn, sehr geschickt geltend zu machen. Sie befahl sodann, daß man ihr Klärchen bringen solle, nahm sie auf die Arme und sagte: „Sieh einmal das arme kleine Ding, wie ähnlich sie ihrer Mutter sieht! ihr leibhaftes Ebenbild! die unvorsichtige Luise! — ich hab' sie wohl

gekannt! Wer hätte sich ihre Neigung für den Verführer träumen lassen! Ganz Grenoble hatte die besten Ideen von dem Mädchen . . . ich selbst . . . meine Mutter ach! meine Mutter stellte sie mir oft zum Muster dar . . . ja, vollkommen ihre Augen, ihr Mund . . Armes kleines Ding, du sollst die Sünden deiner Eltern nicht büßen."

„Aber, liebe Adelheid, wie kömmt's nur, daß ich diese Luise in Grenoble nie habe kennen lernen" : :

„Wie, mein Bester, Du kennst ihren Familiennahmen nicht einmahl? Du solltest ihren Vater nicht gekannt haben? Es würde Dir gewiß einfallen, wenn ich ihn nennen wollte, aber nein . . . durch meinen Mund soll er Dir nicht bekannt werden. Die rechtschaffene Familie verdiente diese Beschimpfung nicht: verzeih mir also, mein Bester — —"

Ich gestehe, daß mich dieses geheimnißvolle Wesen etwas in Verwunderung setzte, allein ich schrieb diese Zurückhaltung auf eine vielleicht übertriebene Delikatesse, und bewunderte das Herz und die edlen Gesinnungen meiner Gattinn nur destomehr. Vielleicht kömmt es Euch vor, meine Lieben, als ob ich etwas zu leichtglaubig gewesen, allein

wenn ihr, so wie ich, den Zusammenhang der Intrigue nicht gewußt hättet, ihr würdet eben so hintergangen worden seyn. Und dann ist von Natur meinem Herzen nichts fremder, als Mistrauen und Argwohn. Kurz, ich war wahrscheinlich bestimmt, in alle Schlingen zu fallen, die man mir legen würde. Und dann, hätt' ich auch damals die Wahrheit entdeckt? was hätt' es mir geholfen? Das Unglück war geschehn: es war zu spät, mir die Augen zu öffnen. Und wollte Gott, es wäre mir alles ewig im Nebel geblieben!

Ich lebte so sechs Jahre mit meiner Gattinn in der zärtlichsten Harmonie. Klärchen wuchs unter unsern Augen heran. Adelheid liebte sie sehr, erlaubte ihr, sie Mutter zu nennen, und hieß sie oft ihre Tochter. Auch ich nannte sie Tochter, und ließ mich von ihr Vater nennen. Wer das Mädchen nur sah, ward ihr gut. Sie verrieth früh Verstand und ein gutes Herz. Wir beschlossen, allen Fleiß auf ihre Erziehung zu wenden, und sie zuerst in ein Kloster zu thun. Wir wählten dazu das Kloster der Benediktinerinnen in der Vorstadt St. Antoine. Um diese Zeit schenkte mir meine Gattinn einen Sohn . . . verzeiht meinen Thränen! Die Wunden mei-

nes Herzens öffnen sich bey diesem Namen. Hier beginnt die Reihe meiner Verbrechen: ach meine Kinder, wie sehr werdet ihr mich verabscheuen!

Ich hatte keine bestimmte Beschäftigung, und war Vater. Dieser ehrwürdige Titel erweckte meinen Ehrgeiz. Ich erfuhr, daß die Person die nach meines Vaters Tode seine Stelle beym Parlament von Grenoble gekauft, eben gestorben, und daß sie noch nicht verkauft sey. Die Lust erwachte in mir, eine Stelle zu bekleiden, in der meine Vorfahren sich ausgezeichnet hatten, und ich redete mit meiner Gattinn davon. Sie widersetzte sich anfangs, ohne Zweifel um nicht in einer Stadt zu wohnen, wo alles sie an ihre alten Vergehungen erinnern mußte; endlich aber fügte sie sich doch, und wir reisten dahin ab. Meine Gattinn säugte ihren Sohn selbst, wir nahmen ihn mit uns, und ließen uns in Grenoble nieder: allein es war einmal im Buch des Schicksals beschlossen, daß ich hier nie festen Fuß fassen sollte.

Wir waren nunmehr ohngefehr acht Tage da. Ich bemühte mich, mir die Gunst und Vorsprache der wichtigsten Parlamentsglieder zu verschaffen, als man mir einst ein sehr gro-

ßes Paket zustellte. Ich weiß nicht wie mir ward, als ich es in die Hände nahm. Ein kalter Schweiß brach mir aus, ich zitterte am ganzen Leibe Es war als warne mich eine traurige Ahndung das fatale Pakt nicht zu öffnen. Ich war allein. Denkt Euch meine Verzweiflung, als ich folgende Worte las:

Paris den . . . .

„Mein Herr,

„ich bin nicht mehr werth, mich Ihren „Freund zu nennen; ich bin dem Augen„blick nahe, wo jeder Mensch dem Urhe„ber seines Daseyns von allen Handlun„gen seines Lebens Rechenschaft ablegen „muß. Ich habe nur noch wenig Athem„züge übrig, und gern sterb' ich, wenn ich „nur so viel Zeit übrig behalte, meine „Reue und das Bekenntniß meiner Ver„brechen in Ihren Busen auszuschütten. „Die Augenblicke sind kostbar, hören Sie „mich . . . Ich habe Sie beschimpft, „hintergangen, verrathen. Sie hatten „mir Ihr Vertrauen geschenkt: sehn Sie, „wie ich es verdiente. Die vorgebliche „Luise, die mich liebte, die ich anbetete, war „keine andere, als Ihre Adelheid . . Ja „Ihre Gattinn war es selbst, die ich verführ„te. O Himmel, ich sehe schon Ihren Unwil-

„len, ich habe ihn verdient, ja ich habe „ihn vollkommen verdient. Die kleine „Klare, die Sie aus der Taufe gehoben „haben, ist das Kind Ihrer Gattinn und „Ihres treulosen Freundes .... Ihr „Sohn selbst ist nicht von Ihnen .. ich „war heimlich in Paris, wir konnten uns „alle Tage bey * * * sehn. Ich kann „nichts mehr sagen. Die Gewissensbisse „foltern mich. Dieß Geständniß, statt „mein Herz zu erleichtern, lastet es noch „mehr ... Leben Sie wohl: die gött„liche Gerechtigkeit ruft mich ... ich „höre ihre Stimme .... sie donnert „und ich sinke in den Staub.

„Die Briefe Adelheidens und die meini„gen, die ich mitschicke, werden Ihnen die „ganze strafbare Intrigue nur zu gut ent„hüllen. Die Person, der ich meine „letzten Worte diktire, wird sie diesem „Brief beyschließen, und wenn Sie sie „empfangen, ist der treulose, strafbare „Düverly schon nicht mehr."

Mit raschem Blick durchlief ich die Briefe meiner treulosen Gattinn. Es war keinem Zweifel unterworfen: es war ihre Hand. Denkt euch meinen Schmerz, meine Wuth,

meine Verzweiflung . . . Adelheid hatte mich betrogen. Ihre beyden Kinder, Klärchen und Julius, waren von Düverly: ich war auf das schändlichste hintergangen . . . Ich versuche es nicht, Euch den Zustand meiner Seele zu schildern . . . ich flog in das Zimmer meiner Gattinn, und neuer Schrecken! ich fand sie nicht mehr; sie war verschwunden, und hatte ihr Kind mit sich genommen. Auf ihrem Schreibtisch lag ein Zeddel: ich öffnete ihn und las:

„Fliehn Sie, unglückliche Adelheid. Ihr „Mann weiß alles . . Fliehen Sie und „erkennen Sie an diesem Dienst ihre alte „Freundinn von Roches."

Und darunter von Adelheidens Hand:

„Lebe wohl, lieber Dorancé, lebe wohl: „nie wirst du deine strafbare Gattinn „wiedersehn!"

Von diesem Augenblick an schien ich ein anderer Mensch zu seyn. Meine natürliche Sanftheit verließ mich: ich athmete nur Wuth und Rache. Ich forschte nach, und erfuhr endlich ohngefähr den Weg, den der Wagen genommen habe. Ich stieg zu Pferde und flog ihm nach. Mit Einbruch der Nacht komme ich in den Eingang dieses Wal-

des. Ein Bauer, der vermuthete, daß ich etwas suche, rief mir zu: Nicht wahr Herr, Sie suchen doch eine Postchaise? Jenen Weg hat sie genommen, der nach den Stern führt. . . . Ich spornte mein Pferd und erblickte nach wenig Minuten in der Ferne mitten im Wege einen Wagen, der mir still zu halten schien. Je näher ich kam, desto deutlicher erkannte ich ihn für den meinigen. Meine unwürdige Frau saß drinn, und Germain begleitete sie, Germain den ich für meinen treusten Diener gehalten hatte. Auch er treulos: er treulos: er begleitet sie — wohin? ohne Zweifel zu ihren Liebhaber. Endlich kam ich dem Wagen, der umgefallen war, näher. Adelheid war ausgestiegen. Sie erkannte mich, fiel mir zu Füßen, und zeigte mir ihren Sohn . . . . Schreckliche Erinnerung! kaum vermag's ich — — — „Nein, Treulose, rief ich, nein, keine Verzeihung einer Nichtswürdigen“ — Ich zog den Degen und durchbohrte mit mehrern Stichen die Unglückliche und ihr Kind. Gütiger Gott, wer hatte mir diese Wuth eingeflößt? Die Hölle; ja die Hölle allein führte meinen Arm. Germain eilte herbey, aber nur zu spät entwaffnete er mich. — „Zittre auch für dich,“ Bösewicht! —

Ach,

Ach, mein bester Herr, sie ist nicht schuldig — Ich bins nur zu sehr, erwiederte Adelheid mit schwacher Stimme, in ihrem Blute schwimmend: ja ich habe mein Schicksal verdient: aber Barbar, was hat dir dein Sohn gethan? Er ist dein Kind, und du wirst sein Henker!

„Mein wär er, und du erfrechst dich noch —“

Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich von dem Tag unserer Vereinigung in Paris an, Düverly mit keinem Auge gesehn — —

„Er war doch in Paris —“

In Amerika die ganze Zeit über — —

„Himmel! wenn es wahr wäre — —“

Gott, überzeuge ihn von meiner Unschuld, und laß ihn einst eine Thräne über dem Grabe der unglücklichsten aller Mütter vergießen. —

Sie starb . . . entseelt lag ihr Sohn in ihren Armen. Germain umarmte die Leichen und badete sie mit seinen Thränen. Er bemerkte, daß ich Miene machte, mir den Degen, der vom Blut meiner unglücklichen Familie befleckt war, selbst durch das Herz zu stoßen.

„O ungerechtester aller Männer,“ rief er und riß mir das schreckliche Gewehr aus den Händen, „grausamster aller Gatten, aller Vä-

ter, verabscheuen Sie Ihre Barbarey und hören Sie mich. Ihre Gattinn suchte mich diesen Morgen auf. „Germain, sagte sie mir, rette mir das Leben, rett' es deinem Herrn... Ich habe ein schreckliches Verbrechen begangen, eh ich ihn heurathete. Er hat es erfahren. Mein Betragen nach jener Zeit kann mich seiner gerechten Wuth nicht entreißen. Bringe mich an einen Ort, wo ich in heiliger Einsamkeit mich verschließen kann, gieb mir Zeit, seinen Unwillen zu besänftigen.“ Vergeblich hielt ich ihr die Gefahr vor, in die ich dadurch gerathen würde; allein wie hätte ich ihren Thränen, ihren Bitten widerstehn können? Sie fiel mir fast zu Füßen. Ich gab nach, wir flohen, und da wir erfuhren, daß Sie uns nachsetzten, so drangen wir mit Fleiß tief in den Wald ein, um uns hier einige Stunden lang zu verbergen. Ach ich wollte schwören, daß sie Ihnen treu gewesen ist, so lange sie mit Ihnen gelebt hat.

Ich konnte es nicht untersuchen, ob Germain Recht habe, doch weinte ich und raufte mir die Haare aus. „Theure Leichen, rief ich, und stützte mich an die Pappel, an deren Fuß mein Sohn und meine Gattinn lagen; beklagenswürdige Schlachtopfer!

ach, daß ihr mich hören könntet! ach, daß ich euer Leben durch das meinige erkaufen könnte! — — Gott, gerechter Gott! Wie konntest du ein so schreckliches Verbrechen zugeben? Ach, wie grausam? wie unerhört grausam? — —"

Indeß begann allmählich die Nacht die Natur mit ihren dichten Finsternissen zu bedecken. Die kläglichen Stimmen der Nachtvögel und das Rauschen der Bäume vermehrten die Schrecknisse dieses düstern Orts. Wir trugen die Leichen in eine nahe Höle, da setzte ich mich zu ihnen, und schwur, neben ihnen zu sterben, und sie nie zu verlassen. Vergebens versuchte Germain mich nach Grenoble zurückzuführen, ich hörte ihn nicht an. Ich schrie, ich seufzte, und hätte der treue Diener mich nicht unablässig beobachtet, so hätte ich mir das Leben genommen, das mir nunmehr eine unerträgliche Last worden war. Nach und nach legte sich jedoch der Aufruhr in meiner Seele: „Germain," sagte ich zu ihm, „die Menschen haben mich verrathen: ich will sie fliehen, ich will künftig meinen Aufenthalt in diesem Walde nehmen. Hier habe ich meine Frau und meinen Sohn bey mir, bin von allem menschlichen Umgang befreyt, und kann

ungestört meine Verbrechen und meine Familie beweinen. „Germain ließ sichs gefallen. Wir wurden einig, alles geheim zu halten, den Tag drauf nach Grenoble zurückzukehren, um da meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und einen geschickten und sichern Baumeister zu dem Häuschen zu hohlen, zu dem ich den Plan schon entworfen hatte.

Diese Aussichten erheiterten meinen Geist zu etwas. Wir brachten die Nacht im Walde zu, und nachdem wir die theuern Reste der beyden Wesen, die mir so lieb waren, beygesetzt hatten, kehrten wir in der Kutsche, die den Tag vorher meine Gattinn und meinen Sohn getragen hatte, nach der Stadt zurück. Zufälligerweise war der Duc * * Gouverneur von Dauphine in Grenoble, ich ging zu ihm, und sagte ihm: gewisse Unfälle, die ich ihm nicht mittheilen könne, hätten mich auf den Entschluß gebracht, die Menschen zu fliehen: ich bäte mir also als eine Gnade die Erlaubniß aus, mir in dem Wald von Chamboran eine Siedeley bauen zu laßen. Dieser Herr, der mich schon vorher kannte, und der mir wohlwollte, bot alle seine Beredtsamkeit auf, mir dieß sonderbare Projekt auszureden; da er aber sah, daß es umsonst sey, so gewährte er mir mein

Bitte sehr gern, und gab mir seinen eignen Baumeister, einen geschickten und verschwiegenen Mann, der meinen Plan in aller Stille ausführte, so daß man nirgend, selbst nicht in der Nachbarschaft, etwas davon erfuhr. Die traurige Pappel, der Zeuge meiner Wuth, mußte mit in den Garten eingeschlossen werden. Ihr kennt sie, meine Kinder. Sie ist noch mit Blut gefärbt. Doch, laßt uns die Augen, wo möglich, von diesen schrecklichen Bildern hinwegwenden. So lange an dem Häuschen und den Mauern ringsumher gebaut ward, brachte ich meine Tage in der Höhle zu, in welcher sich Adelheids und Julius Leichen befanden. Ich hatte sie einbalsamiren und in einen Sarg von festem Holz legen laßen, der von innen mit einer Art von Harz ausgegossen war, das alle Luft und Feuchtigkeit abwehrte. Das ist dieselbe Höhle, in der sich Alexis heut vor dem Sturm im Walde geflüchtet hat. Ein Souterrain, das mit diesem Gewölbe in Verbindung steht, führt zu ihr. Alle Nächte gehe ich dahin, meinen Thränen freyen Lauf zu laßen. Da das Häuschen fertig war, ließ ichs so mobliren wie Ihr seht, und nahm in demselben für immer meine Wohnung! . . . Von Adelheidens Unschuld war ich nunmehr

vollkommen überzeugt. Unter ihren Papieren hatte ich einen Brief von Düverly gefunden, der einige Wochen vor ihrem Tode datirt war, worinnen er ihr meldete, daß er seit fünf Jahren in Neu-Carolina in Amerika wohne, und ihr, mir und seinem Klärchen ein dauerhaftes Glück wünsche. Er ersuchte sie, der Letztern ihre Liebe nie zu entziehn. Adelheid hatte ihn folglich seit unserer Vereinigung nicht gesehn: folglich gehörte ihr Sohn mir, und ich hatte ihn in den Armen seiner Mutter gemordet. Eine unerschöpfliche Quelle von Reue und Schmerz!

Gleichwohl war es augenscheinlich, daß der treulose Düverly den Frieden unsers Hauses hatte stören wollen. Warum schickte er mir Adelheidens Briefe, und entdeckte mir seine Verbrechen? . . . Warum suchte er die unglückliche Frau noch durch die schändlichsten Lügen und Verläumdungen anzuschwärzen? Warum stellte er sich, als wenn er in den letzten Zügen läge, da er doch nie so krank gewesen war? Die Roches hatte mir ein Billet geschickt, in dem sie mir sagte, Düverly könnte mir nicht mehr verdächtig seyn, er habe sich in Carolina niedergelassen. Es ist wahr, er hatte den schrecklichen Brief nicht selbst geschrieben, aber doch diktirt. Was konnte der

Elende anders dabey beabsichtigen, als meine Ruhe und die Ehre meiner Frau zu vernichten. Wahrscheinlich that er es aus Rache, weil sie ihn für ewig aus ihrer Gegenwart verbannt hatte. Meine ganze Wuth und Rache wendete sich nunmehr gegen Düverly! Ich entwarf den schrecklichsten Plan. Er hat eine Tochter, sagte ich zu mir, und sie ist in meinen Händen. Sie hält mich für ihren Vater: in diesem Wahn will ich sie erziehn. Ich will Düverly durch die ganze Welt suchen, und ihm seine Tochter wiedergeben, doch nur um sie vor seinen Augen niederzustoßen. Ja, mein Sohn, rief ich, ja meine Gattinn! dieß ist die Rache, die ich euern blutigen Schatten gelobe! Düverly hat mich zum Verbrecher gegen die Natur gemacht: ich will ihn dadurch strafen, daß ich ihn mit denselben Waffen verwunde.

Ich nahm Klärchen sogleich aus dem Kloster und sie zog mit mir und Germain zugleich in die neue Wohnung. Ich habe es bemerkt, meine Kinder, mit Entsetzen habt ihr gehört, wie weit die Rachsucht meine Vernunft betäubte. Ach, ich schäme mich dessen, und werde stets darob erröthen . . Ja, Klärchen, solch ein Mensch war dein Wohlthäter.

Er erzog dich, um dich zu morden: allein deine Sanftheit, dein liebenswürdiger Charakter brachte ihn bald auf andere Gedanken. Ach! vergieb ihm! dein Vater ist Schuld an meinem Unglück: er allein trägt noch meinen Haß. An dir werde ich mich nur durch Liebe und Zärtlichkeit rächen.

Dieß, Alexis, ist die treue Geschichte meiner Unglücksfälle. Wenn ich nicht irre, so haben sie deine Theilnahme erweckt. Beweise mirs dadurch, daß du mich rächst!

„An wem, mein Vater! —“

Du kannst noch fragen? —

„An ihrem Vater? —“

Dieser Name gebührt ihm nicht —

„Klärchens Hand ist der Lohn —“

Was hör ich? fiel diese ein. Wie, mein Herr, Sie können die Grausamkeit haben, mich dem Mörder meines Vaters zu versprechen?

„Klärchen, ist dieß der Ton, den ich von dir erwarten durfte? Wer ist dein Vater? Ein niederträchtiger Verführer, der deine Mutter entehrt hat, oder ihr treuer, zärtlicher Gatte, der dich an Kindesstatt annahm, der dich erzog, und den du allein durch dein Daseyn unglücklich gemacht hast?“

Wo bin ich? erwiederte Klärchen: Gott, von welchen Schandthaten bin ich umringt? bin ich denn nur für das Laster geboren? —

Germain, fuhr Dorancé fort, Germain, jetzt ist's Zeit, unsern Plan auszuführen, und dieß meiner Rache geweihte, aus den Adern meines Feindes entsprungene Blut zu vergießen . . .

„Ungeheuer, ihr erfrecht euch,“ rief Alexis —

Klärchen, erwiederte Dorancé, sey nachgiebig, erfülle meine Wünsche . . . Glaube mir, ich wünsche deinen Tod nicht. Du bist mir zu lieb, aber laß mir meine Rache, laß mir sie: sie ist das einzige Gut, das mir übrig ist.

Klärchen erlag unter der Last des Kummers. Unbeweglich saß sie da, der Kopf hing ihr auf der Brust, die Hände über dem Herzen. Sie weinte und schluchzte. Nun ergriff der rachsüchtige Alte Alexis Hand, und sagte ihm: „Geh mein Sohn, geh und suche den Verräther Düverly durch die ganze Erde! Morgen früh, sobald der Himmel anfängt zu grauen, trittst du die Reise an, und kömmst nicht anders wieder, als mit seinem Herzen in der Hand . . . Mit seinem Herzen in der

Hand! verstehst du mich? . . Dieß ist mein Wille, dieß ist der Befehl eines Freundes, der Vaterstelle bey dir vertritt."

Alexis fühlte einen solchen Abscheu vor diesem Antrag, daß er nicht im Stande war, ein Wort zu antworten. Dorancé und Germain standen auf, nahmen den Sarg auf die Schultern, gaben den jungen Leuten ein paar Trauerfackeln, stiegen traurig die Stufen des Gewölbes hinauf, gingen durch den Garten, und setzten die theure Last am Fuß der großen Pappel nieder. Im folgenden Kapitel werden wir die nähern Umstände dieser traurigen Ceremonie und den Entschluß des edlen Alexis erfahren.

Sechstes Kapitel.

Alexis verläßt das Häuschen.

Die dichteste Finsterniß ruhte auf der Natur. Der Schimmer der Fackeln weckte die Vögel, die auf den Aesten der Bäume schlummerten. Sie entflohen mit ängstlichem Geschrey. Die erschrocknen Nachtvögel zitterten jetzt für Feinden, die sonst vor ihnen flohen. Durch den Wiederhall wurde das Geräusch stärker und furchtbarer.

Als die beyden Paare zum Fuß der großen Pappel gekommen waren, nahm Dorancé das Wort. „Hier isl, rief er, hier ist der schreckliche Ort, wo mein verzweifelter Arm das Schwert in das Herz einer Gattinn und eines Sohnes stieß . . . Hier ist das mörderische Eisen, das noch die Spuren des kostbarsten und reinsten Blutes an sich trägt. O meine Gattinn! Hier stützte sich dein Haupt an die Rinde dieses Baums. Hier sankst du: zärtlich blickten deine Augen mich, deinen Mörder! an — du drücktest mir die Hand und starbst . . . Kannst du deinem Henker

verzeihn. — Und du unglückliches Geschöpf, das kaum das Leben gekostet hatte, Julius, mein armer lieber Julius, was hattest du verbrochen — — — Hier sind sie, Klärchen: siehst du sie hier im Grabe, Alexis? . . . sie ächzen! ich höre ihre Stimmen, sie schreyn um Rache! Ja du sollst sie haben, heilige Asche! Ein Gott spricht zum Herzen meines Alexis, er bewaffnet seinen Arm. Klärchen selbst wird ihn aufmuntern, ihre Mutter, ihren Bruder, ihren großmüthigen Wohlthäter zu rächen. Nein, nicht dein Verführer hat ihr das Leben gegeben: dir allein, unglückliche Adelheid, hat sie es zu danken. Sie soll dich sehn, sie soll deine Stimme aus dem Innern deines Grabmals hören. Beruhigt Euch, betrübte Schatten, ihr sollt die Süßigkeit der Rache kosten . . . .“

Der Alte neigte sich auf den Sarg herab, auch Klärchen ließ sich vor ihm auf die Knie nieder. Beide ergossen sich nun in Klagen, die das härteste Herz hätten erweichen müssen. Aber, wie ward es den beiden jungen Leuten, als Dorancé den Deckel des Sargs öffnete, und die zwey mit Wunden bedeckte Leichname erblickten! Klärchen wankte und fiel ohne Besonnenheit nieder. Der Alte zündete Weih-

rauch an, bedeckte die traurigen Gegenstände wieder, und faßte Alexis bey der Hand.

„Alle Jahre, an dem Tage, an denen Adelheid durch diese Hand fiel, tragen wir diese traurigen Ueberreste hieher, und weinen über ihnen. Alexis, mein Sohn, solltest du die Hoffnung meiner alten Tage täuschen? Nimm dieß Schwert, nimm es. Laß das Leben des Elenden an ihm verbluten! Geh, mein Sohn: der Tag bricht an. Nimm dieß Gold: es schütze dich für Mangel. Kehre hieher zurück — — und wenn ich schon nicht mehr bin, so wirst du doch dein Klärchen wieder finden. Ich befehle ihr, dir die Hand zu geben . . .“

„Ich! rief Klärchen: nein, nie! Alexis, wo willst du hin, lieber Alexis!“

Fern von Euch allen sterben! Ja ich verlasse auf ewig diesen verhaßten Aufenthalt. Dorance', war das der Fallstrick, den du meiner Tugend legtest?

„Das Laster züchtigen, heißt das der Tugend entsagen?“

„Hör auf zu weinen, liebstes Klärchen: meine Hand wird nie nach dem Leben deines Vaters stehen. Ich schwöre dirs.“

Junger Mensch, fiel ihm Dorancé ein, vergißt du deinen frühern Schwur? Weißt du nicht mehr, daß du deine Ehre verpfändet hast?

„Ja, aber zeige mir einen andern Feind, der meines Muths würdiger ist. Wie? ich sollte ein feiger Meuchelmörder werden!“

„Wer fodert, daß du ihn meuchelmorden sollst? fodre ihn zum Zweykampf heraus, und strecke ihn zu Boden.“

Dorancé brachte noch tausend andere Gründe vor, von denen einer immer mehr Schein hatte, als der andere, und durch die er den Jüngling in sein Interesse zu ziehn hoffte; aber vergebens war seine Mühe. Unser junge Held hatte zu viel Ehrgefühl, zu viel feine Empfindung, zur Ausführung eines Verbrechens mitzuwirken. Dorancé und Germain hatten indeß die Fallbrücke niedergelassen, und Alexis ging, ohnerachtet Klärchens Bitten und Thränen, aus dem Hause. Die beiden Alten hielten sie zurück, denn sie wollte ihm nach, und führten sie mit Gewalt auf ihr Zimmer. Alexis hörte sie noch in der Ferne, und ihre Klagen und Seufzer gingen ihm durch die Seele. Wir verlassen sie einen Augenblick, und sehen was aus unserm jungen

Helden ward, nachdem er das Häuschen verlassen hatte.

Eine frohe Aufwallung war seine erste Empfindung als er sich in Freyheit sah. Ein paar Augenblicke betrachtete er die Mauern, die ihn ein ganzes Jahr umgeben hatten. Um Klärchens Schicksal besorgt, setzte er sich an den Rand des Grabens und fing an zu weinen. Dann und wann hörte er ihre süße Stimme: einzelne abgebrochne Worte drangen in sein Ohr. „Grausame, laßt mich sterben ... Er geht also, ihn zu tödten... Alexis, dein Herz ist eines solchen Bubenstücks fähig? ... So werde ich ihn nie wiedersehn? ...“

Endlich sprang Alexis plötzlich auf. Wie ein Blitz stieg der Gedanke in ihm auf. Wie? wenn sich die Thür noch einmal öffnete! Wenn sie mich mit Gewalt wieder hineinholten! — Die Liebe verstummte und machte der Furcht und dem Abscheu Platz. Sein Herz verschloß sich. Er fing an zu laufen, und lief, bis er die verhaßte Wohnung ganz aus dem Gesicht verloren hatte. „Was für ein grausamer Mann, sagte er, ist dieser Dorancé! Welch einen schrecklichen Dienst forderte er von mir! Gott! ich schaudere noch. Aber Klärchen,

das arme Klärchen! Sie ist auf Lebenszeit eingesperrt. Wenn ich sie befreyen und mit mir nehmen könnte! . . Sie ist nicht seine Tochter. Der Mann, der ihren Vater morden will, hat alle Ansprüche auf das tugendhafte Herz verloren "

Alexis eilte mit schnellen Schritten durch Busch und Hecken. Er wußte nicht nach welcher Seite er sich wenden sollte, und sann eben nach, welchen Ausweg er ergreifen müsse, als sich ein sonderbares Geräusch neben ihm unter der Erde hören ließ. Die Bäume zittern: ein Abgrund öffnet sich! Gott: was wird er erblicken? welch ein neues Abentheuer steht ihm bevor!

E n d e

des zweyten Buchs und ersten Theils.

LB Coburg

2. 2. 78

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ducray-Duminil, François Guillaume,

Alexis, oder das Häuschen im Walde Eine Handschrift, die am Ufer der Isere gefunden ward

Bd.: 1

1792

Coburg, Landesbibliothek -- C II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11919640-6